

**Capit 39**

*Zeitschrift für schweizer Geschichte*

*Dez. 06*

# CAPRI – ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE

№ 39 DEZEMBER 2006 ISSN 1431-8024

CAPRI-Redaktion: Manfred Herzer, Blücherstr. 61, 10961 Berlin

E-Mail: m-herzer@t-online.de

CAPRI-Herausgeberin: Schwules Museum Berlin, Mehringdamm 61, 10961 Berlin

www.schwulesmuseum.de

CAPRI wird hergestellt mit freundlicher Unterstützung des Schwulenreferats im AStA der Freien Universität Berlin

## INHALT

Herzer: Hirschfeld's Sex Life («Jüngling mit dem ragenden Geschlecht») .....	2
Bauer: Die Devise und ihr Nachklang: Zur allerneuesten Fortsetzung der Nicht-Rezeption von Magnus Hirschfelds sexueller Zwischenstufenlehre .....	7
Herzer: Friedrich August Adolf liest in Wien »Psychopathia sexualis«, geht zu Krafft-Ebing und erzählt ihm seinen Fall, fährt dann nach Berlin und erzählt dort Dr. Kind vom Wissenschaftlich-humanitären Komitee das gleiche noch einmal .....	27
Herzer: Zwei neue Quellen zu Melchior Grohe .....	38
Herzer: Große Leute Kleine Schwächen (Alexander von Humboldt, Caspar Wirz & Hans Scholl) ...	42

Manfred Herzer

## Hirschfeld's Sex Life («Jüngling mit dem ragenden Geschlecht»)

Als die amerikanische Anarchistin Emma Goldman in einem »Offenen Brief« an Magnus Hirschfeld zu beweisen versuchte, dass ihre Freundin Louise Michel *keine* Lesbe gewesen sei, kommentierte Hirschfeld dieses merkwürdige Bemühen mit dem Hinweis auf die generelle Unsicherheit solcher »Diagnosen«, sofern ein einschlägiges Selbstbekenntnis fehlt:

»Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, wie schwierig es ist, die Diagnose Homosexualität bei Menschen zu

stellen, sei es lebenden oder verstorbenen, die sich nicht selbst offen als gleichgeschlechtlich empfindend bekannt haben wie etwa August von Platen oder Oscar Wilde. Es wird sich in allen anderen Fällen stets um einen mehr oder minder zuverlässigen Indizienbeweis handeln und es steht außer Frage – die Kriminalgeschichte zeigt es zur Genüge – daß selbst der scheinbar beste Indizienbeweis auf einem Irrtum beruhen kann.«  
(Hirschfeld 1923: 71)

Was Hirschfelds eigene Person betrifft, so stehen seine Biografen und Biografinnen vor einem ähnlichen, irgendwie detektivischen Problem. Zwar wird heute allgemein angenommen, dass Hirschfeld schwul – oder wie die Mehrzahl der Autoren es korrekt medizinisch nennt: homosexuell – war, aber eine Begründung für diese Annahme fällt eher dürftig aus. Denn er hat sich nie selbst offen als gleichgeschlechtlich empfindend bekannt, jedenfalls weiß die Nachwelt nichts von einem solchen Bekenntnis, kennt

nur »Indizien«, problematische Zeugenaussagen und die Tatsache, dass Hirschfeld die letzten 15 Jahre seines Lebens mit dem bedeutend jüngeren Karl Giese in einem Haushalt zusammengelebt hat.

Folgende mehr oder weniger deutliche Hinweise waren bisher bekannt:

- In einem Aktenvermerk eines Berliner Polizeibeamten Moll vom 24. Juli 1920 heißt es: »Dann haben Ermittlungen über Hirschfeld noch folgendes ergeben: Er gilt nach allgemeiner Ansicht als homosexuell veranlagt; doch haben ihm strafbare Handlungen aus § 175 des St. G. B. bisher nicht nachgewiesen werden können.« (ausführlich in Herzer 2001: 141 ff.)
- Der New Yorker Psychiater Josef Wortis (1906-1995) erzählt in seinem Buch *Fragments of an Analysis with Freud* (1954, deutsch u.d.T. *Meine Analyse bei Freud*, 1994) von Gesprächen, die er mit Sigmund Freud 1934 in Wien über Hirschfeld geführt haben will. Freud soll dabei Details aus Hirschfelds Geschlechtsleben mitgeteilt haben, die er wiederum von einem seiner Patienten erfahren haben soll: »Ich sprach von Hirschfeld. Freud meinte, daß er ihn gut kannte und daß Hirschfeld gut unterrichtet aber wissenschaftlich dumm sei. Ich sagte, daß er mir homosexuell

erschiene. »Er *scheint* nicht nur«, sagte Freud, »er *ist* es, und er macht kein Geheimnis daraus. Und er ist nicht nur homosexuell, sondern auch auf andere Weise pervertiert. Ich habe von einem meiner Patienten erfahren, wie er sich auf höchst pervertierte Art befriedigt.« Dies sagte er mit Nachdruck, fast als ob er moralisch empört wäre, und ich wußte nicht, wie das mit seiner Ansicht über die Diskretion des Analytikers übereinstimmte.« (Wortis 1994: 40) In dem Gespräch mit Freud am 23. Oktober 1934 kommt Hirschfeld noch einmal vor: »Ich erzählte von einem Traum, in dem ich Magnus Hirschfeld in einer Buchhandlung traf (den ich tatsächlich einmal flüchtig getroffen hatte) und mit ihm Probleme der Sexualität besprach. Ich nahm an, sagte ich, daß dieser Traum dem gestrigen über Stekel ähneln könnte: beide Männer waren der Freud-schen Psychoanalyse gegenüber kritisch, und Freud mochte beide nicht. »Aber Stekel ist keinesfalls homosexuell«, sagte Freud. »Er war in seiner Jugend durchaus ein Verführer, was ich ihm nicht vorhalte – so etwas ist ganz in Ordnung. Hirschfeld ist dagegen nicht nur homosexuell, sondern auch auf lächerlichste Weise pervertiert...« Freud fuhr dann

fort, mir in allen Einzelheiten zu erzählen, auf welche Weise sich Hirschfeld bei männlichen Prostituierten mit Hilfe einer umständlichen Technik, die zum Beispiel Druck auf seine Zehen beinhaltete, befriedigte.« (Wortis 1994: 139 f.)

- Günter Maeder (1905-1993), ein intimer Freund von Hirschfelds langjährigem Geliebten Karl Giese und um 1930 durch Gieses Vermittlung Angestellter im Institut für Sexualwissenschaft, erwähnte öfter in den vielen Gesprächen, die er in den 1980er Jahren mit mir führte, dass Giese ihm von sadomasochistischen Praktiken erzählt hätte, die beim Sex mit Hirschfeld eine Rolle spielten; Giese habe es geliebt, von Hirschfeld geprügelt zu werden. (Leider habe ich von diesen Berichten keine Tonaufzeichnungen gemacht und berichte hier aus der Erinnerung. Zu Maeder vgl. Herzer 1997)
- Bruno Balz (1902-1988), der mir stets verbot, unsere Gespräche mit dem Kassettenrecorder aufzuzeichnen, war schon als 17-Jähriger bei Hirschfeld zu Gast, also kurz nach Eröffnung des Instituts für Sexualwissenschaft 1919. Einer seiner ersten Sexualpartner, die er sich alle auf der Friedrichstraße gesucht hatte, machte ihn mit Hirschfeld bekannt,

weil es für ganz außergewöhnlich galt, dass ein so junger Mann schon derart selbstverständlich sich als schwul bezeichnet und einen entsprechenden Lebensstil entwickelt hat. Einmal, als Hirschfelds Geliebter Karl Giese nicht zuhause war, wurde Balz in Hirschfelds Wohnung eingeladen. Hirschfeld empfing ihn, nur mit einem Hausmantel bekleidet. Recht bald öffnete er den Mantel, präsentierte Balz seinen nackten Körper und fragte ihn, ob es nicht *das* sei, wonach er verlange. Balz gab zu verstehen, dass der Körper eines korpulenten 50-Jährigen ihm eher nicht begehrenswert erschien, woraufhin Hirschfeld den Mantel wieder schloss, Balz bat, sich nackt auszuziehen und sich auf einen Stuhl zu setzen. Hirschfeld setzte sich ihm gegenüber auf ein Sofa und masturbierte unter seinem Mantel, den nackten Balz anschauend, ohne ihn zu berühren. (Zu Balz vgl. Herzer 1988)

### Harry Schulze erinnert sich

Neuerdings habe ich in der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek Teile der Korrespondenz zwischen den Schriftstellern Kurt Hiller (1885- 1972) und Harry Schulze (1899-1978) aus den Jahren 1936 bis 1971 aufgefunden. In einem Brief, den Schulze am 14.

Oktober 1936 aus dem Antwerpener Exil an Hiller in Prag schrieb, kommt er plötzlich auf Hirschfeld zu sprechen, den er wie alle jüngeren Männer aus Hirschfelds Entourage »Papa« nennt:

»[...] »Papa« habe ich in den letzten Pariser Jahren mehr gesehen, als in Deutschland. Ich habe Ihren Gedächtnisartikel <sup>[1]</sup> mit einem nassen und einem trockenen Auge gelesen. Er ist jetzt tot, aber das was er Bruno Vogel und schliesslich auch mir antat, werde ich niemals vergessen! Nachdem ich eine Woche in Paris »unter den Brücken« (in des Wortes buchstäblichster Bedeutung) geschlafen und zwei Tage nichts gegessen hatte, ging ich zu ihm in seine Wohnung. Er versprach mir zehn Franken, wenn ich ihm zu willens sei. Da ich kein Engel bin — Engel sind bekanntlich geschlechtslos, also ich bin keiner! — und da ich die bürgerliche Moral vollkommen vergessen habe (ich weiss wirklich nicht mehr wie man das macht!), und weil ich verdammt Hunger hatte, tat ich »es«. Wichtigkeit! 10 Franken sind kein Dreck, wenn man zwei Tage nichts gefressen hat! Aber der »Papa« verlangte, ich solle ihn für die 10 Franken noch lieben, was Klaus Männchen mit »ragendem Geschlecht« (Flucht in den Norden, Seite

[1] Gemeint ist offensichtlich Kurt Hillers Artikel »Der Sinn eines Lebens. In memoriam Magnus Hirschfeld«, der 1935 in der Prager Zeitschrift *Die Wahrheit* erschienen war.

???) umschreibt, setzt dem Fass die Krone auf, würde man im Reichstag sagen. Ich muss gestehen, dass ich dieser, nebbich, »Liebe« nicht fähig war. Ehre seinem Andenken: er hat mir die zehn Franken trotzdem gegeben, es war ja gerade Weihnachtsabend, aber lieber Kamerad, ein etwas bitterer Geschmack bleibt schon nach! Ich will Ihnen den Bericht unserer gemeinsamen Reise: Tao, Papa und ich, nach Amsterdam im Auto ersparen, denn ich will nicht auch bei Ihnen Bitterkeit hervorrufen. Dass ich während der zwei und ein halben Tag-Reise nichts ass, weil ich kein Geld besass, ist noch das mindeste. Aber Schwamm drüber, er ist tot und wir leben noch! Ob sein Werk bleiben wird, steht dahin. Richard Linsert sagte einmal ganz richtig, wenn ich nicht irre in seiner »Kabale und Liebe«, Hirschfeld hat nur die kranken Typen untersucht, das Gesunde interessierte ihn scheinbar nicht [...]«

Zunächst fällt an dieser Erzählung der gegen Hirschfeld vorwurfsvolle Ton und das Bemühen um Selbstrechtfertigung auf, ferner ein wortreiches Drum-herum-Reden um »es«, das er aus Hunger angeblich getan und ein anderes »es«, das er trotz Hunger verweigert haben will. Der Hinweis auf eine Stelle in Klaus Manns Roman *Flucht in den Norden*, dient auch nicht der Verdeutlichung, sondern verstärkt nur den Eindruck albern frivoler Geschwätzigkeit.

Denn die Formulierung »Jüngling mit dem ragenden Geschlecht« kommt in Klaus Manns zwar gleich zweimal vor (Mann 1999: 108 und 180), aber nie im Zusammenhang mit einer bestimmten Sexualpraktik, geschweige denn mit schwulem Sex. Beide Male wird mit diesen Worten Ragnar beschrieben, der junge hübsche Held des Romans, einmal unmittelbar vor dem ersten Beischlaf mit seiner Geliebten Johanna, zum zweiten Mal am Morgen nach Ragnars und Johannas letzter Liebesnacht.

Eigentlich ist also aus der zitierten Briefstelle nur zu entnehmen, dass Schulze von Hirschfeld am Weihnachtsabend 1933 in Paris frustriert wurde. Als er Hirschfeld anbettelte, forderte dieser von ihm irgendeine Art von schwulem Sex »mit dem ragenden Geschlecht«, was er Hirschfeld verweigerte, woraufhin Hirschfeld ihm dennoch das Geld gab. Die gemeinsame Reise nach Amsterdam hat Schulze anscheinend noch viel mehr frustriert. Es war so schlimm, dass er dazu keine Einzelheiten berichten mochte – angeblich um Hiller zu schonen.<sup>1</sup>

(Vielleicht war an jenem Pariser Weihnachtsabend folgendes geschehen:

<sup>2</sup> In seinem Buch über den Roman-Autor Theodor Plivier erwähnt Schulze ebenfalls diese Reise nach Amsterdam: Demnach hat ihn Hirschfeld, der im eigenen Auto nach Amsterdam reisen wollte, auf Bitten Pliviers mitgenommen, um dort in dessen Auftrag mit dem Verlag Allert de Lange über Buchprojekte zu verhandeln (Schulze 1965: 311).

Hirschfeld forderte Schulze auf, sich auszuziehen, um dann beim Anblick des nackten jungen Mannes zu onanieren, ähnlich dem Sexabenteuer, das Bruno Balz mit Hirschfeld erlebt hatte. Dann wollte Hirschfeld, dass Schulze ihn anal penetriere, wozu dieser aber »nicht fähig war«.)

### Exkurs zu Harry Schulze und die Schwulenbewegung

Glaubt man Schulzes eigenen Worten, dann kam es zu ersten Berührungen mit der Schwulenbewegung um 1924. Er schreibt nämlich in einem Brief an Hiller am 21. Mai 1969: »Lieber Doktor! [...] Überrascht hat mich, daß Sie glauben, Sie hätten mich durch Linsert kennengelernt. Das geschah viel früher: etwa 1924. Sie hielten einen Vortrag über Kusmin im Institut, und dort stellte mich Hirschfeld vor [...]« Demnach waren Hirschfeld und Schulze mindestens seit 1924 miteinander bekannt. In seinem Buch über Plivier erwähnt Schulze, dass er 1928 das Institut für Sexualwissenschaft »seit Jahren« gekannt hatte, »denn der Leiter des im selben Haus sitzenden Wissenschaftlich-Humanitären Komitees, Richard Linsert [...] hatte mir schon mehrere Male gestattet, mich an internen Führungen zu beteiligen« (Schulze 1965: 203).

Seine eigentliche Heimat in der Berliner Schwulenbewegung der 20er Jahre scheint aber Adolf Brands Gemein-

schaft der Eigenen gewesen zu sein. In einem Brief an Hiller vom 22. Oktober 1970, in dem es um Schulzes neues Buch über den schwulen Walther Rathenau ging, schreibt er: »[...] Als ich einmal im Kreise von Adolf Brand, dem ich angehörte und den ich oft in seiner Wohnung besucht habe, von der Annahme sprach, die Richard Linsert gehabt hätte [»Rathenaus hs-Veranlassung«], antwortete Brand sinngemäß: das stimme, denn in seinem Kreis hätten Leute verkehrt, die mit WR in intimer Weise verkehrt hätten, aber nur einmal, dann habe er sie nicht mehr empfangen, und danach hätte er sich immer schnell verabschiedet. Außerdem hat Brand ihm seine Zeitschrift (in neutralem Umschlag) geschickt und ihn auch durch einen Mittelsmann auffordern lassen, ihn im AA zu empfangen, um mit ihm zu besprechen, »wie er seinen Bestrebungen helfen könne«, das heißt, dazu beitragen könne den § 175 zu Fall zu bringen. Es sei auch zu einer festen Verabredung gekommen, aber bevor sie sich hätten treffen können, sei WR ermordet worden.«<sup>3</sup>

Brands Zeitschrift *Extrapost des Eigenen* kündigt in ihrer Nr. 3 von 1931 sogar einen Werbeabend in der Konditorei Adler am Dönhoffplatz am 4. Dezember 1931 an, zu dem um 8 Uhr abends Harry Wilde über »Geistige

<sup>3</sup> Dies scheint der Urtext zu einer Stelle in Schulzes Rathenau-Buch zu sein (Schulze 1971: 158).

Kriegsrüstung« sprechen werde (s.Abb.)

### Eine Zeitzeugin

Am 25. Mai d.J. hatte ich das Glück, mit der kurz zuvor 102 Jahre alt gewordenen Frau Liselotte Laabs in ihrer Charlottenburger Wohnung über ihre Erinnerung an Magnus Hirschfeld sprechen zu dürfen.<sup>4</sup> Frau Laabs war von 1929 bis 1933 als Sozialarbeiterin (damals: Fürsorgerin) im *Pflegeamt des Landeswohlfahrts- und Jugendamtes im Polizeipräsidium* am Alexanderplatz Nr. 4 für die Betreuung von Prostituierten und Geschlechtskranken zuständig. Mehrmals hat sie ihre Klienten zur weiteren Hilfe und Beratung an Hirschfeld in seinem *Institut für Sexualwissenschaft* überwiesen. Besonders wenn eine homosexuelle Problematik eine Rolle spielte, telefonierte sie zunächst mit Hirschfeld, um den Besuch anzukündigen. Dann begleitete sie ihren Schützling zur Konsultation bei Professor Hirschfeld. (Nach ihrer Erinnerung war es üblich, Hirschfeld als Professor anzureden.) Solche Besuche gab es in den Jahren 1929 und 1930 mehrere Male, wobei sich eine Art freundschaftlich-kollegialer Beziehung zwischen dem 60-jährigen Sexualforscher und der 25-jährigen Fürsorgerin entwickelte.

<sup>4</sup> Liselotte Laabs ist am 5. September 2006 in Berlin gestorben

Auf meine Frage, ob und woher sie wusste, dass Hirschfeld schwul war, antwortete sie, sie könne sich nur erinnern, niemals mit Hirschfeld über seinen oder ihren eigenen Sex gesprochen zu haben. Auch wisse sie nicht, wo sie zum ersten Mal von Hirschfelds Homosexualität gehört habe, aber schließlich habe damals jeder in Berlin, der Hirschfeld kannte, »gewusst«, dass er schwul war.

Dies wird nun tatsächlich von allen Zeitzeugen, die Hirschfeld persönlich gekannt hatten und befragt wurden, bestätigt. Spätestens seit den Eulenburg-Prozessen 1907-09 ist dieses Gerücht als öffentliche Tatsache nachweisbar. In diesen Jahren tauchten auch erstmals Schmähchriften gegen Hirschfeld auf, die dieses Gerücht kolportierten (Herzer 2001: 140 ff.)

### Literatur

- Herzer, M.** (1988): Nachruf. Bruno Balz gestorben, in: *Siegeessäule*, 4: 14
- Herzer, M.** (1997): In memoriam Günter Maeder, in: *Capri* 23: 16-20
- Herzer, M.** (2001): Magnus Hirschfeld. 2. Aufl. Hamburg
- Hirschfeld, M.** (1923): Vorbemerkung des Herausgebers, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 23: 70-72
- Mann, K.** (1999, zuerst 1934): *Flucht in den Norden*. Roman. Reinbeck
- Sapparth, H.** (Hrsg., 2000): *Das Leben der Lilo Hehner*.

Kaleidoskop einer uralten Berliner. Berlin

**Schulze, H.** (1965, unter dem Pseudonym Harry Wilde): *Theodor Plivier. Nullpunkt der Freiheit*. Biographie. München u.a.

**Schulze, H.** (1971, unter dem Pseudonym Harry Wilde): *Walther Rathenau*. Reinbek

**Wortis, J.** (1994): *Meine Analyse bei Freud*. Innsbruck und Wien

## DIE DEVISE UND IHR NACHKLING

### Zur allerneuesten Fortsetzung der Nicht-Rezeption von Magnus Hirschfelds sexueller Zwischenstufenlehre

»The only thing that makes identity possible is no change [...]«  
Gertrude Stein: *Everybody's Autobiography*, New York 1971:70

»But that all evolution has occurred in the past, I have never believed [...]«  
Alfred C. Kinsey: *The Origin of Higher Categories in Cynips*, Bloomington 1936: 17

1. Im Jahre 2005 veröffentlichte Rainer Herrn, ein Mitarbeiter der Berliner Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, einen Band unter dem Titel: *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*.<sup>2</sup> Schwerpunktmäßig versucht Herrn in seiner Studie, die weitgehend verkannte Relevanz von Magnus Hirschfelds Œuvre für die im Titel angeführten Sexualalternativen zu würdigen. Die folgenden Ausführungen befassen sich vornehmlich mit Herrns Verständnis der Fundamentalprämissen, die Hirschfelds diesbezüglichen Pionierleistungen zugrunde liegen, und berücksichtigen dabei die Deutungsmuster, welche die Studie von der deutschen Hirschfeld-Rezeption der letzten Dezennien übernommen hat. Herrns Dankeschuld gegenüber der in Deutschland vorherrschenden Sicht des Sexologen hervorzuheben, schien nicht zuletzt deswegen angebracht, weil das Buch in der Reihe *Beiträ-*

*ge zur Sexualforschung* beim *Psychosozial-Verlag* publiziert wurde, die als Organ der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* dient. Zudem galt es, der Tatsache Rechnung zu tragen, dass Volkmar Sigusch, der ein Mitherausgeber der Reihe ist und sich wiederholt zum Thema Hirschfeld geäußert hat, das Geleitwort zu Herrns Buch schrieb.

<sup>2</sup> Herrn, Rainer: *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Mit einem Geleitwort von Volkmar Sigusch. Gießen 2005

2. Auch Martin Dannecker und Gunter Schmidt, die zwei anderen Mitherausgeber der Buchreihe haben sich in verschiedenen Publikationen zu Hirschfeld geäußert und zur Popularisierung der Auffassung beigetragen, dass Hirschfelds Werke aus theoretischer Sicht vorwiegend negativ zu beurteilen sind. So meinte Martin Dannecker schon 1978, dass »Erkenntnisarmut« die Schriften Hirschfelds kennzeichnet und dass seine Position im Lichte psychoanalytischer Erkenntnisse sich als »borniert« erweist.<sup>3</sup> Einige Jahre später vertrat Gunter

<sup>3</sup> Cf. Dannecker, Martin: *Der Homosexuelle und die Homosexualität*. Frankfurt am Main 1978: 47

Schmidt in einer Rede aus Anlass der Eröffnung einer Hirschfeld-Ausstellung in Berlin die Auffassung: »Hirschfeld war als Sexualpolitiker, als Volksaufklärer, als Sozialreformer zweifellos bedeutender denn als Wissenschaftler.«<sup>4</sup> Die Grundtendenz beider Einschätzungen wird bekräftigt, wenn Sigusch – in einem journalistisch durchaus gelungenen *Spiegel*-Beitrag von 1985 anlässlich des 50. Todestages Hirschfelds – die »gedankliche[] Schärfe« des Sexologen beanstandet und ihn als »denkerisch anspruchlos [sic!]«<sup>5</sup> und »wissenschaftlich roh«<sup>6</sup> charakterisiert. Ähnlich äußerte sich Sigusch in einer vergleichenden Studie von 1995 über *Albert Moll und Magnus Hirsch-*

<sup>4</sup> Schmidt, Gunter: Zur Eröffnung der Ausstellung »Magnus Hirschfeld – Leben und Werk«. Vortrag am 31. Juli 1985 in der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Berlin. In: *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft*. Band I. Heft 1 (1983) – Heft 9 (1986). 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Hamburg 1992: 243

<sup>5</sup> Sigusch, Volkmar: *Man muß Hitlers Experimente abwarten*. In: *Der Spiegel*, Nr. 20 (13.5.1985): 244

<sup>6</sup> Sigusch: *Man muß Hitlers Experimente abwarten*, op. cit.: 246

feld, als er meinte, Hirschfeld sei »als Theoretiker viel zu unbedeutend.«<sup>7</sup> Es besteht also kein Zweifel darüber, dass die drei Mitherausgeber der *Beiträge* über Jahre hinweg versucht haben, die Nachricht ihrer Geringschätzung der Hirschfeldschen Sexologie medienwirksam zu verbreiten.

3. Obwohl Sigusch in dem gerade zitierten Aufsatz Hirschfelds theoretische Bedeutungslosigkeit beteuerte, entschloss er sich in einer kleingedruckten, aber viel-sagenden Passage desselben Textes dazu, Hirschfelds »Postmodernität zu prophezeie[n]«<sup>8</sup>. So prognostiziert er, dass »die wirkliche Hirschfeld-Renaissance [...] erst noch kommen wird, weil er im Grunde **postmoderne** Topoi versammelt.«<sup>9</sup> Zu den zukunftssträchtigen Topoi Hirschfelds zählt Sigusch bezeichnenderweise die »Auflösung der alten Geschlechts- und Sexualformen durch so viele **Zwischenstufen**, wie es Menschen gibt«<sup>10</sup>. Aus Gründen, die er leider nicht explizit mitteilt, blendet Sigusch die Tatsache aus, dass es sich bei dieser »Auflösung« nicht um ein

Thema unter vielen anderen, sondern um das kritische Hauptergebnis der Aufstellung dessen, was Hirschfeld mit dem terminologischen Begriff »sexuelle Zwischenstufenlehre« bezeichnete und als das sachliche Fundament seines sexualwissenschaftlichen und emanzipatorischen Gesamtentwurfes betrachtete. Dass Sigusch nicht nur im Geleitwort zu Herrns Studie mit erstaunlicher Sorgfalt und Konsequenz vermeidet, sich mit Hirschfelds Zwischenstufenlehre ernsthaft auseinanderzusetzen, hat schwerwiegende Folgen und darf darum nicht kritiklos hingenommen werden. Seine fragliche Ausweichstrategie lässt sich vor allem in zwei Texten feststellen und analysieren, die in unmittelbarem sachlichem (und zum Teil auch zeitlichem) Zusammenhang mit Herrns Buch stehen: die Monografie *Geschlechtswechsel* (1995) und die Essaysammlung *Neosexualitäten* (2005).

4. Da sich Sigusch dessen bewusst ist, dass die Hirschfeldsche Zwischenstufenlehre die Kongruenz von Individuen und Sexualkonstitutionen postuliert, ist zunächst befremdlich, dass er inhaltlich vergleichbare Ansichten wiederholt vertreten hat, ohne dabei auf Hirschfeld oder auf dessen Zwischenstufenlehre zu verweisen. So bleibt Hirschfeld unerwähnt, wenn Sigusch in *Geschlechtswechsel* sich darüber beklagt, dass »die trotz allgemeiner Ausrichtung unendliche indi-

viduelle Vielfalt sexueller und geschlechtlicher ›Identitäten‹ auf die Fixpunkte Heterosexualität, Homosexualität, Perversion und Transsexualismus reduziert wird [...]«<sup>11</sup> Wer meint, die Umgehung Hirschfelds an der Stelle ist weder symptomatisch noch charakteristisch für Siguschs Umgang mit dem Sexologen, wird eines Besseren belehrt, wenn er im zehn Jahre später erschienenen Buch über *Neosexualitäten* – ohne auf Hirschfelds Doktrin hinzuweisen – die Auffassung vertritt, dass, »was wir alle ahnen, so viele Geschlechter existieren wie Menschen, weil nur dann von einem Individuum gesprochen werden kann, wenn es einmalig und unverwechselbar ist.«<sup>12</sup> Bei der Erörterung des Begriffs »Geschlechtererfahrung« im Glossar desselben Buches wird diese Passage wortwörtlich übernommen und dann folgendermaßen erläutert: »Keine Weiblichkeit gleicht der anderen, keine Männlichkeit ist identisch mit der anderen. [...] Alles Männliche enthält Weibliches und Mütterliches, alles Weibliche enthält Männliches und Väterli-

<sup>7</sup> Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld. Über ein problematisches Verhältnis vor dem Hintergrund unveröffentlichter Briefe Molls aus dem Jahr 1934. In: Zeitschrift für Sexualforschung 8 (1995): 127

<sup>8</sup> Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld, op. cit.: 130

<sup>9</sup> Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld, op. cit.: 130

<sup>10</sup> Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld, op. cit.: 130

<sup>11</sup> Sigusch: *Geschlechtswechsel*. Hamburg 1995: 86. Auf Hirschfelds Lehre zu verweisen, wäre nicht zuletzt deswegen naheliegend, weil Sigusch kurz zuvor auf Hirschfelds »Monumentalwerk ›Die Homosexualität des Mannes und des Weibes‹« (Sigusch: *Geschlechtswechsel*, op. cit.: 85) zu sprechen kommt.

<sup>12</sup> Sigusch: *Neosexualitäten*. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt am Main / New York 2005: 158-159

ches.«<sup>13</sup> Da Sigusch vorsorglich davon ausgeht, dass eine derartige Auffassung im Grunde eine von allen geteilte Ahnung sei, die keiner präzisen wissenschaftlichen Untermauerung bedarf, fühlt er sich offensichtlich von der Verpflichtung entbunden, auf Hirschfeld in dem Zusammenhang zu verweisen. Ähnlich verfährt Sigusch in weiteren Passagen zu demselben Thema. So vermeidet er, auch dann Hirschfeld namentlich zu erwähnen, wenn er unter dem Glossar-Lemma »Traum« über eine (nicht vorhandene) freie Gesellschaft auf folgende Weise phantasiert: »Die beiden großen Geschlechter würden greifbar aufgelöst in viele Mischungen; aus den unent-rinnbaren Alternativen, die im Grunde keine sind, würde eine geschlechtliche Vielheit.«<sup>14</sup> Da Sigusch den ahnungsvollen und traumhaften Charakter seiner Auslassungen unterstreicht, wird zu verstehen gegeben, dass eine ernst gemeinte Auseinandersetzung mit derartigen visionären Alternativen sich eigentlich erübrigt. Somit wird im Voraus die kritische Tragweite von Hirschfelds Zwischenstufenlehre deponiert, deren eigentümlicher Anspruch – wie Sigusch sehr wohl weiß – nicht in der Artikulation frommer bzw. oneirologischer Wünsche über Sexualität, sondern in der wissenschaftlichen Erfassung und Durchdringung der

<sup>13</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 184

<sup>14</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 201

biologischen und kulturellen Vielfalt des Geschlechtlichen besteht.

5. Dass Sigusch seinen eigenen Ansichten bezüglich der unendlichen Vielfalt der Geschlechter nur einen unverbindlichen sexologischen Status beimisst, kommt nicht von ungefähr. Denn anderenfalls müsste er zugeben, dass seine sexologischen Intuitionen schon längst vor ihm eine strenge wissenschaftliche Artikulation in Hirschfelds Zwischenstufenlehre erlangt haben. Diese Anerkennung würde aber für Sigusch die unangenehme Folge haben, dass er seine Einschätzung vom Werk des Sexologen revidieren müsste und die Tatsache würdigen, dass darin ein radikaler Paradigmenwechsel vollzogen wurde, der zur fundierten Auflösung aller geschlossenen sexualdistributiven Schemata führt. Siguschs Zurückdrängung von Hirschfelds Lehre zugunsten seiner eigenen, in der Schwebe gehaltenen Einfälle kündigt zudem seine Bereitschaft an, »der Vorgängigkeit des generischen Binarismus, der nur zwei Geschlechtsformen kennt, jenen Tribut zu zahlen, den er nun einmal bekommt, weil er bis in die letzten Seelenkrypte hineinreicht.«<sup>15</sup> Angesichts der Macht des vorgeblich Faktischen scheint Sigusch seine besten programmatischen Vorsätze gänzlich vergessen zu haben, wenn er sich bereit zeigt, das für sein Verständ-

<sup>15</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 125

nis von Sexualwissenschaft konstitutive Moment kritischer Negativität durch kompromissfreudige Affirmationen zu ersetzen. Siguschs überraschende Begeisterung für die Tugend der Realitäts-gerechtigkeit erweist sich aber bald als nicht gänzlich uneigennützig: Denn seine Diagnostizierung und Befürwortung der im Entstehen begriffenen »neosexuellen Revolution«, in der die freudianisch konzipierten Perversionen der Vergangenheit sich allmählich in die Neosexualitäten der Jetztzeit verwandeln, ermöglichen es ihm, sich auf die Überwindung der »alten«, allseits bekannten »sexuellen Revolution« (und der von ihr vertretenen, »vor allem aus Trieb, Orgasmus und dem heterosexuellen Paar«<sup>16</sup> bestehenden Sexualitätskonzeption) zu beschränken, und somit den vorangegangenen und tiefergreifenden, aber vorgeblich »realitätsfernen« Paradigmenwechsel Hirschfelds zu unterschlagen. Obgleich Sigusch sich darüber beklagt, dass »der geschlechtliche Binarismus [...] alles [durchherrscht]«<sup>17</sup>, und auffordert: »wir sollten theoretisch noch einmal von vorne anfangen«<sup>18</sup>, stößt sein Radikalisierungsdrang auf eindeutige Grenzen, wenn es darum geht, das kritisch-dekonstruktive Konzept Hirschfelds ernst zu nehmen,

<sup>16</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 29-30

<sup>17</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 112

<sup>18</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 120

der – im Gegensatz zu Sigusch – sich konsequent weigerte, der angeblichen Unvermeidbarkeit des geschlechtlichen Binarismus »Tribut« zu zahlen, und zu einem kritischen Beobachten und Begreifen dessen aufzuforderte, was die selbsttätige Natur – unabhängig von jeglicher kulturellen Ausarbeitung feststellbarer biologischer Unterschiede – an Sexualkonstitutionen hervorbringt. Sigusch scheint übersehen zu haben, dass Hirschfeld einst schrieb: »Nirgends findet man soviel ›Angst vor der eigenen Courage‹ wie dort, wo sich Menschen zu der inneren Überzeugung durchgerungen haben, dass die herrschende Sexualeinstellung einer objektiven Nachprüfung bedarf.«<sup>19</sup>

6. Davon ausgehend, dass die Geschlechterdifferenz – im Sinne des geschlechtlichen Dimorphismus – »der obligate und festere«, während das Perverse »der obligate, aber relativ flexible«<sup>20</sup> Sexualkern des Menschen konstituiert, versichert Sigusch zwar, dass die Geschlechtsidentität des Individuums der Ort sei, in dem die eigentliche unendliche Diversität des Sexuellen zum Vorschein kommt, aber letztlich unterwirft er das Individuum der vermeintlich »natürlichen« Prädeterminierung durch die vollständige

Sexualdisjunktion zwischen Mann und Frau. Auch wenn Sigusch darüber informiert sein dürfte, dass die durchgängige Zwischenstufigkeit des Menschen die sexualdimorphistische Sicht aufhebt und darum das Vorkommen von Männern und Frauen in der Natur *sensu stricto* ausschließt, setzt er sich darüber hinweg und suggeriert, dass die von ihm als Faktum hingegenommene Sexualdichotomisierung nur auf den psychologischen und kulturbedingten Ebenen des Geschlechtlichen überwunden werden kann. Dementsprechend hebt er hervor: »Das ›natürliche‹ Geschlecht« kann [von den Transsexuellen] überwunden werden«<sup>21</sup>, und empfiehlt ihnen, sich zu ihren »Transgressionen« zu bekennen.<sup>22</sup> Dabei blendet Sigusch die Tatsache aus, dass schon die Natur selbst sich insofern »transgressiv« verhält, als sie ausschließlich sexuelle Zwischenstufen hervorbringt. Statt das dimorphistische Verständnis der »natürlichen« gegebenen Geschlechter gründlich zu demontieren, beschränkt sich Sigusch darauf, »[d]ie Furie des Biologischen, die die rationalistische Sexualwissenschaft so sehr fasziniert,«<sup>23</sup> vordergründig anzuprangern. Trotz seiner vielversprechenden Ankündigung, »das letzte Raunen unmittelbarer Natur-

lichkeit der Kritik zu unterwerfen«<sup>24</sup>, meidet er die eigentliche kritische Auseinandersetzung mit dem vorgeblichen Dimorphismus des »Körpergeschlechts« und konzentriert sich auf psychokulturelle Konstruktionen geschlechtlicher Alternativen – die sogenannten Neosexualitäten –, die schon deswegen gegen das Odium des biologischen Dimorphismus nichts Grundsätzliches auszurichten vermögen, weil sie nur auf nicht-biologischen Beschreibungsebenen des Geschlechtlichen zur Entfaltung kommen. Sein Verzicht darauf, das Schema der biologischen Sexualdichotomie einer radikalen Kritik zu unterziehen, ist umso unverständlicher, als die von ihm eruierten »Neosexualitäten« zuletzt nach einer Konzeptualisierung der geschlechtlichen Differenzen verlangen, welche – über die psychoanalytische Dialektisierung des Bezuges von Normalität und Perversion hinaus – in der Lage wäre, die Unwiederholbarkeit des individuellen »Sexogenus« – um Siguschs Wort zu gebrauchen – begreiflich zu machen.

7. Im Zentrum von Siguschs Ausführungen stehen »der Abbau von Totalisierungen«<sup>25</sup> im sexologischen Diskurs und die Entpathologisierung der zu Neosexualitäten gewordenen (bzw. in sie transformierbaren) Per-

<sup>19</sup> Hirschfeld, Magnus: Die Weltreise eines Sexualforschers. Brugg (Schweiz) 1933: 311

<sup>20</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 199

<sup>21</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 201

<sup>22</sup> Cf. Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 111

<sup>23</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 198

<sup>24</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 121

<sup>25</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 42

versionen. Da in diesem Zusammenhang vor allem dem Transsexualismus eine eminente Relevanz zukommt, ist nicht überraschend, dass Sigusch »ein radikales Hinterfragen der bisherigen (Transsexualismus-)Theorien«<sup>26</sup> für unerlässlich hält. In Anbetracht der Tatsache aber, dass er auf eine wissenschaftliche Explizierung und Begründung seiner »Ahnungen« über die unendliche Vielfalt der Geschlechter verzichtet und infolgedessen keine konsequente Auflösung der sexuellen Dichotomisierung vorzunehmen vermag, ist Zweifel an der Radikalität seines Hinterfragens angebracht. Um einer derartigen Kritik Genüge zu tun, ist freilich die allgemeine Feststellung nicht ausreichend, dass alles Geschlechtliche ein Konstrukt sei und als solches eben auch »de-konstruierbar«. Denn ohne eine genauere Bestimmung der Verschränkungen von natürlich Entstandenem und soziokulturell Konstruiertem schon bei der Analyse des »vor-geschlechtlichen« (d.h. »pre-gender«) Sexus würde man Tür und Tor dem (de-)konstruktionistischen Furor öffnen und am Ende keine prinzipielle Unterscheidung zwischen dem epistemologischen Status einer falsifizierbaren, naturwissenschaftlichen Aussage über Sexualität und dem einer mehr oder weniger beliebigen, ideologischen Behauptung über das, was »natürliche« Sexualität ist oder

<sup>26</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 119

sein soll, treffen können. So fordert die Erhebung der »Ahnung« potentiell unendlicher Sexualkonstitutionen zu einer wissenschaftlich fundierten Postulierung eine eingehende Auseinandersetzung mit dem herkömmlichen sexualdistributiven Schema, welche aufdecken könnte, dass es sich dabei um eine Konstruktion des Sexuellen handelt, die im Dienst von durchschaubaren Ideologien steht, welche dem sexologischen Wissensstand eindeutig widersprechen. Statt mit übereilten psychosozialen Vermittlungsversuchen zwischen »Normalen« und »Perversen« anzufangen, wäre eine Rückbesinnung auf die bis in die basalen Schichten seiner Physis reichende, sexuelle Zwischenstufigkeit des Menschen vonnöten, um von dort aus den Nachweis anzutreten, dass jegliche gesellschaftliche Konstruktion des Sexuellen, die den wissenschaftlich erwiesenen Sexualreichtum der Natur ausblendet, in sich die Keime der Unfreiheit fortträgt, welche die bisherige, durch die sexualdichotomische Symbolordnung bestimmte Menschheitsgeschichte kennzeichnet. Die Einsicht darin, dass das sexuierte Individuum – schon auf der Ebene des Biologischen – weder Mann noch Frau, sondern beides in je verschiedenen und unwiederholbaren Proportionen ist, führt zur Anerkennung seiner grundsätzlichen *perversitas* im Sinne einer »Verkehrtheit«, welche jegliche kategorielle

Fixierung seiner Geschlechtlichkeit prinzipiell destabilisiert. Aus dieser Sicht konstituiert sich die konkrete Geschlechtlichkeit eines Individuums als eine eigentümliche *ἐπιστροφή* [Epistrophe], welche seine angeblich definitive Sexualdetermination in jeweils unterschiedlichem Grad zu ihrer eigenen, ihr inhärierenden Sexualalterität hintendieren lässt und somit eine Dimension geschlechtlicher Komplexität eröffnet, in der sich jede Sexualität als eine radikal individualisierte – d.h. unwiederholbare – Dritgeschlechtlichkeit konstatiert. Die auf seiner je unterschiedlichen »Pervertiertheit« beruhende, universelle Dritgeschlechtlichkeit des Menschen löst nicht nur die Fixierungen vom (selbst-)identifikatorischen Sexualbinarismus, sondern auch die von jeglichem sexualdistributiven Schema auf, das zur Subsumption der prinzipiell unendlichen Geschlechtervielfalt unter eine finite Anzahl von Sexualkategorien einsetzbar wäre.

8. Zurecht kritisiert Sigusch den Versuch der psychoanalytischen Schule von Jacques Lacan, Transsexuelle deswegen zu pathologisieren, weil »sie die Realität der Geschlechterdifferenz in der »symbolischen Ordnung« verwürfen«.<sup>27</sup> In Anbetracht seiner programmatischen Ankündigung, »mit Freud

<sup>27</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 117

gegen Freud«<sup>28</sup> zu denken, lässt sich aber fragen, ob Sigusch mit seiner Kritik auf eine Überwindung der durch Mytheme gestützten psychoanalytischen Theoretisierung der Geschlechterdifferenz abzielt, die letztlich eine neue symbolische Ordnung ermöglichen würde. Die Frage scheint umso berechtigter zu sein, als er von der Notwendigkeit überzeugt ist, den »ordnenden Heilungswillen [zu] dämpfen, der, dem geschlechtlichen Grundgesetz ›Mann oder Frau‹ und dem sexuellen Grundgesetz ›Mann und Frau‹ entsprungen, geschlechtliche und sexuelle Überschreitungen so schwer ertragen kann [...]«<sup>29</sup> Als Indiz dafür, dass er weder eine radikale Kritik an der binomen Theorie der Geschlechterdifferenz intendiert, noch eine neue symbolische Ordnung anvisiert, kann die Tatsache gelten, dass die Transgressions-thematik bei ihm mit der leitmotivischen Metaphorik von »Diesseits« und »Jenseits« und der davon abhängigen Dialektik von »Zis-« und »Transsexualismus« einhergeht.<sup>30</sup> Da Sigusch seine transgressiven »Neosexualitäten« im wesentlichen als Ergänzungen der »beiden großen Geschlechter«<sup>31</sup>, und

nicht als deren Auflösungs-agenzien verstanden wissen will, bleiben seine »Ahnungen« über das Vorhandensein von so vielen Geschlechtern wie Menschen<sup>32</sup> zuletzt ohne tiefgreifende Folgen. Im Rahmen von Siguschs Ausführungen übernehmen die Neosexualitäten nur eine suppletive Funktion gegenüber dem sexualdichotomischen Schema, sodass sie programmatisch auf dessen Auflösung verzichten und sich darauf beschränken, als transgressive Instanzen in der Dialektik von Überschreitung und Normativität zu fungieren. Sein häufiger Rekurs auf die christlich-säkularisierte Begrifflichkeit der Transgression und sein Verweis auf »[d]as Stück Transzendenz [...], mit dem uns der Transsexualismus konfrontiert,«<sup>33</sup> zeigen, wie sehr er sich im Ambitus der disjunktiven Partitionen bewegt, die er unkritisch als faktischen Bestand historisch-gesellschaftlicher Konstrukte übernimmt und die ihn zuletzt daran hindern, die aus Hirschfelds Zwischenstufenlehre hervorgehende Prämisse des Sexualkontinuums sich konsequent anzueignen. Da die Neosexualitäten nicht darauf angelegt sind, die potentiell unendliche Serie der Geschlechter einzuleiten, gibt sich Sigusch mit der Erzielung einer dialektischen Vermittlung zwischen dem her-

kömmlichen Zissexualismus und dem sich gegenwärtig entfaltenden Transsexualismus zufrieden, die zweierlei Gefahren abwehren soll: den Terror, zu dem »jedes geschlossene theoretische Corpus tendiert«<sup>34</sup>, einerseits, und »die lähmende Süße der Harmonie, die keinen Anreiz mehr bietet, zu neuen Ufern aufzubrechen, Verbote zu überwinden, Machthaber zu stürzen«<sup>35</sup>, andererseits. Dabei bedenkt er aber nicht, dass seine hegelianisch inspirierte »Versöhnung« zwischen Ziszendenz und Transzendenz *in sexualibus* am Ende eine *clôture* statuiert, innerhalb derer die Grenzen der »normativen« Hervorbringungen der Natur zementiert werden, um die vollständige Auflösung gesellschaftlich sanktionierter, normkonformer Sexualitäten durch ihre »perversen« Varianten zu verhindern. Da Sigusch *volens volens* einer proleptischen Eingrenzung und somit Abschließung der Sexualdiversität das Wort redet, nimmt es nicht wunder, dass er auf die Frage, »Was kommt nach der Sexualität?«, antwortet: »Ich bin ziemlich sicher: Gewalt.«<sup>36</sup> Insofern als der Tribut, den Sigusch der gesellschaftlichen Borniertheit zu zahlen bereit ist, in der Konsequenz zur Leugnung des kritischen Potentials führt, das dem Hirschfeldschen *Gedanken*

<sup>28</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 121

<sup>29</sup> Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 119

<sup>30</sup> Cf. Sigusch: Geschlechtswechsel, op. cit.: 121, 138 (Fußnote 114); und Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 161-162, 201 (Lemma: Transsexualismus), 210-211 (Lemma: »Zissexuelle«)

<sup>31</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 7

<sup>32</sup> Cf. z. B. Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 184 (Lemma: »Geschlechtserfahrung«)

<sup>33</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 201

<sup>34</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 200 (Lemma: »Theorie (2)«)

<sup>35</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 201 (Lemma: »Transsexuelle«)

<sup>36</sup> Sigusch: Neosexualitäten, op. cit.: 133; cf.: 171

potentiell unendlicher Sexualitäten innewohnt, gipfelt sein intellektueller Defätismus in der Prophezeiung eines ethiklosen Nachspiels des Sexuellen. Ganz anders konturiert sich der sexologische Anspruch Hirschfelds: Die wissenschaftlich begründete Einsicht in die sexuelle Einzigkeit eines jeden Menschen erweitert das Feld der sexual-erotischen Variabilität ins Unermessliche und konstituiert zugleich die obligate Brücke hin zur ethischen und darum unab-schließbaren Aufgabe, die »sexuellen Menschenrechte«<sup>37</sup> zu verwirklichen: *per scientiam ad justitiam*.

9. Wenn man Siguschs Vorbehalte gegen Hirschfeld und seine andauernde Missachtung der sexuellen Zwischenstufenlehre bedenkt, ist es durchaus keine Selbstverständlichkeit, dass er sich bereit erklärt hat, das Geleitwort eines Buches zu schreiben, welches sich schwerpunktmäßig mit Hirschfeld befasst. Besonders bemerkenswert in seinem einfüh-

<sup>37</sup> Hier sei nur darauf hingewiesen, dass der Ausdruck »sexuelle Menschenrechte« vom Juristen und Rechtsgelehrten Rudolf Goldscheid geprägt wurde (Cf. Goldscheid, Rudolf: Zur Geschichte der Sexualmoral. In: Sexualnot und Sexualreform. Verhandlungen der Weltliga für Sexualreform. IV. Kongress abgehalten zu Wien vom 16. bis 23. September 1930. Wien 1931: 279-302, insbesondere 299-300.) Magnus Hirschfeld machte als erster im Jahre 1933 eine breite Leserschaft mit dem Begriff vertraut (Cf. Hirschfeld: Was will die Zeitschrift »Sexus«? In: Sexus. Internationale Zeitschrift für die gesamte Sexualwissenschaft und Sexualreform. Herausgegeben vom Institut für Sexualwissenschaft. Berlin 1933, No.1: 4-5).

renden Text ist die Tatsache, dass Sigusch – in gewohnter Manier – kein Wort über Hirschfelds sexologische Grundpositionen verliert. Weit davon entfernt, den Weg zur Revision seiner alten Vorurteile oder zu deren Ersetzung durch stichhaltige Argumente zu suchen, erörtert er die Frage nach Hirschfelds eigentlicher Bedeutung ein einziges Mal, und zwar in den letzten Sätzen seiner 12-seitigen Einführung. Die Passage lautet:

»Dass die medizinischen und psychologischen ›Experten‹ endlich ihren nosomorphen Blick, der immer nur Pathologisches sehen kann, von den Transvestiten, Geschlechtszweiflern, Transgenderisten und Gender Blenders und auch von den eine Operation wünschenden Transsexuellen absieht – das steht gegenwärtig auf der *kulturellen* Tagesordnung. Leicht wird ihnen das gewiss nicht fallen. Vielleicht aber könnte ihnen Magnus Hirschfeld Mut machen. Rainer Herrns Abhandlung legt das jedenfalls nach meinem Eindruck unwillkürlich nahe.«<sup>38</sup>

Dass im Geleitwort die Rolle Hirschfelds gewissermaßen auf die eines Mutmachers reduziert wird, der zum längst fälligen Aufgeben pathologisierender Positionen ermuntern soll, steht in der Kontinuität der programmatischen Unterschätzung des Hirschfeldschen Œuvres,

<sup>38</sup> Sigusch: Geleitwort: Die Anfänge der Genochirurgie. In: Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 17-18

welche die vorhin zitierten Äußerungen der drei Mitherausgeber der Reihe *Beiträge zur Sexualforschung* charakterisiert. Daher ist Siguschs unnötig vorsichtige und gewundene Formulierung, Herrns Text legt es »nach [s]einem Eindruck« nahe, dass Hirschfeld »vielleicht« als Mutspender fungieren »könnte«, nicht im entferntesten als Korrektur seiner früheren Fehleinschätzungen gemeint. Im Gegenteil, der scheinbar konziliante Ton erlaubt ihm, seine früheren Elaborate zu Hirschfeld ohne jedes Aufheben unhinterfragt zu lassen. Mit seinen diskret verschweigenden Worten befestigt das Geleitwort daher die von Sigusch und seinen Mitarbeitern schon vor vielen Jahren ausgegebene und seitdem strikt eingehaltene Devise, Hirschfelds grundlegende Einsichten in die menschliche Geschlechtlichkeit brauchen kein Thema zeitgenössischer Sexualdiskursivität zu werden.

10. Abgesehen davon, dass Sigusch in seinem einleitenden Text die eigentliche kritische Tragweite der Hirschfeldschen Sexologie verschweigt, signalisiert er keine Bereitschaft, seine früher vertretenen Ansichten über die ethisch-politische Einordnung Hirschfelds und dessen Wirkungsgeschichte zu widerrufen. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass Sigusch im schon zitierten *Spiegel*-Beitrag sich angemaßt hatte, Hirschfeld in Verbindung mit dem Endokrinologen

Günter Dörner zu bringen, der »experimentell davon faselt, die Homosexualität im Mutterleib auszumerzen«<sup>39</sup> und den Sigusch als »de[n] modernste[n] Vertreter der Hirschfeldschen Zwischenstufentheorie«<sup>40</sup> apostrophiert. Zehn Jahre später stellte Sigusch »die wahren Freunde des wahren dritten Geschlechts à la Dörner mit de[n] wahren Nachfolger[n] Hirschfelds«<sup>41</sup> gleich. Derartige Äußerungen machen deutlich, dass Sigusch gern unterschlägt, dass Hirschfeld – wie später ausführlich gezeigt wird – keine »Zwischenstufentheorie«, sondern eine von dieser wesensverschiedene »Zwischenstufenlehre« vertrat. Viel gravierender ist jedoch die Tatsache, dass er offenbar keine Bedenken hat, Hirschfelds sexualdistributive Doktrin mit wissenschaftlich fraglichen und ethisch verwerflichen Manipulationen am Menschen zu assoziieren oder sie – wie schon vorhin erwähnt – als Bestandteil einer bloßen Anhäufung postmoderner Topoi anzusehen.<sup>42</sup> Hier sei nur darauf hingewiesen, dass, um sich fundiert zur Wirkungsgeschichte des Sexologen in der Post/Moderne zu äußern, Sigusch auf die Hirschfeld-Rezeption im Werk von Gestalten wie Félix Guattari

<sup>39</sup> Sigusch: *Man muß Hitlers Experimente abwarten*, op. cit.: 244

<sup>40</sup> Sigusch: *Man muß Hitlers Experimente abwarten*, op. cit.: 246

<sup>41</sup> Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld, op. cit.: 130

<sup>42</sup> Cf. Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld, op. cit.: 130

(1930-1992), Guy Hocquenghem (1946-1988) und Mario Mieli (1952-1983) hätte eingehen müssen,<sup>43</sup> die das sexuellemanzipatorische Potential der *Lehre* Hirschfelds erkannten und es für ihre jeweiligen libertären Projekte fruchtbar zu machen suchten. Leider scheinen solche Autoren gänzlich außerhalb der Reichweite zu liegen, die Siguschs historio-graphischen und journalistischen Bemühungen zuerkannt werden kann.

11. Der einführende Aufsatz Siguschs über »Die Anfänge der Genochirurgie« kann als Pendant und Ergänzung des letzten umfassenden Kapitels von Herrns Studie, das mit der Überschrift »Der lange Weg zum ›anderen‹ Geschlecht – operative Geschlechtsumwandlungen« versehen ist, gelten. Vor dem Hintergrund des in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnenden »allgemeine[n] Strukturwandel[s] der Sexualität und der Geschlechtlichkeit«<sup>44</sup> verweist Sigusch

<sup>43</sup> Cf. dazu Bauer, J. Edgar: Rod i Nemesis Prirode. O dekonstrukciji binarne podjele spola i konceptu ›ljudskih seksualnih prava‹ Magnusa Hirschfelda. In: Hodžić, Amir i Jelena Postić (Urednicei): *Transgresija Roda: spolna/roda ravnopravnost znači više od binarnosti*. Zbornik konferencijskih radova. Zagreb 2006: 152-170, insbesondere 159-164; Bauer: *Gender and the Nemesis of Nature: On Magnus Hirschfeld's Deconstruction of the Sexual Binary and the Concept of ›Sexual Human Rights‹*. In: Hodžić, A. and J. Postić (Eds.): *Two Is Not Enough for Gender (E)quality*. Zagreb 2006: 153-171, insbesondere 161-165

<sup>44</sup> Sigusch: Geleitwort: Die Anfänge der Genochirurgie. In: Herrn: *Schnittmuster des Geschlechts*, op. cit.: 16-17

in seinem Text auf die Entstehung von »Neo-Sexualitäten« und »Neo-Geschlechtern«, zu denen eine Reihe sexueller Minderheiten – allen voran die eine Operation wünschenden Transsexuellen – gehört, welche unter Zurückweisung der Pathologisierung ihrer sexuellen Anormativität Anspruch darauf erheben, selbstverantwortlich den vielfach unvorhergesehenen Entwurf ihres Sexuallebens zu bestimmen. Bei seiner Thematisierung der neuen, unter Rekurs auf »autodestruktive Autopoiesis« bzw. »autopoietische Autodestruktion«<sup>45</sup> zu realisierenden Formen sexueller Diszession fällt vor allem auf, dass Sigusch zum wiederholten Male seine eigene Einschätzung völlig außer Acht lässt, Hirschfelds Zukunftsträchtigkeit stehe im Zusammenhang mit der »Auflösung der alten Geschlechts- und Sexualformen durch so viele **Zwischenstufen**, wie es Menschen gibt.«<sup>46</sup> Da es sich um ein vor allem auf Hirschfeld fokussiertes Buch handelt, das Sigusch einleitet, ist diese Übergehung des Sexologen gravierend, aber nicht sonderlich überraschend in Anbetracht der Tatsache, dass er in seinen vorher erwähnten Publikationen mit Hirschfeld ständig in der Weise verfährt. Offensichtlich verzichtet Sigusch lieber auf die Validierung seiner

<sup>45</sup> Sigusch: Geleitwort: Die Anfänge der Genochirurgie. In: Herrn: *Schnittmuster des Geschlechts*, op. cit.: 15

<sup>46</sup> Sigusch: Albert Moll und Magnus Hirschfeld, op. cit.: 130

»Prophezeiung« über Hirschfelds Postmodernität durch den Trend zur radikalen Sexualindividualisierung in der Gegenwart, als zuzugestehen, dass Hirschfelds Zwischenstufenlehre das neue Feld sexueller Differenzierungen eröffnet und konzeptualisiert, auf dem die Entstehung der von ihm so genannten »neosexuellen Revolution« erst nachvollziehbar wird. Sigusch scheint zurecht zu befürchten, dass die sachgemäße Herausarbeitung der sexuellen Zwischenstufenlehre noch deutlicher seine wiederholten Verleugnungen der denkerischen Qualitäten Hirschfelds Lügen strafen würde.

12. Gleich am Anfang des Geleitwortes entledigt sich Sigusch der Aufgabe, die Vorzüge des vorgestellten Buches hervorzuheben, indem er zunächst das besondere Verdienst des Autors erwähnt, eine bisher nicht unternommene Sammlung von einschlägigen Fotografien und Dokumenten vorgelegt zu haben. Anschließend verweist Sigusch auf die eigentliche wissenschaftliche Leistung Herrns, wenn es heißt:

»Er rekonstruiert im Detail den Weg, den die deutsche Sexuologie, namentlich Magnus Hirschfeld und sein Institut, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgelegt hat – vom Transvestitismus hin zur Transsexualität.«<sup>47</sup>

<sup>47</sup> Sigusch: Geleitwort: Die Anfänge der Genochirurgie. In: Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 7

Etwas ausführlicher als Sigusch unterstreicht Herrn die Originalität seiner eigenen Studie in der folgenden Passage seines Vorworts:

»Über den Prozess der theoretischen Ablösung der Transvestiten von den Zuordnungen der Sexualpathologen, über Hirschfelds sexualwissenschaftliche Konzeption und über deren Rezeption – bei den ›Transvestiten‹ wie in der zeitgenössischen Sexualwissenschaft – liegt bisher keine systematische Darstellung vor. Es ist Aufgabe dieser Studie, diese Lücke zu füllen.«<sup>48</sup>

Trotz seiner systematischen Absichten übergeht auch Herrn die von Hirschfeld vorgetragene, radikal diversifizierende Konzeption der (einst nur als binom gedachten) geschlechtlichen Differenz, welche die Entpathologisierung des Transvestitismus erst ermöglichte. Da Herrn in seiner Monografie vielfach auf methodische Reflexion verzichtet, setzt er sich bedenkenlos über die sachliche Notwendigkeit hinweg, die Relevanz der Hirschfeldschen *sexuellen Zwischenstufenlehre* für das spezifische Thema seiner Studie herauszuarbeiten. Mit schlafwandlerischer Sicherheit dem Siguschschen *mot d'ordre* folgend, vermeidet Herrn jegliche Auseinandersetzung mit Hirschfelds fundamentaler Prämisse über die sexuelle Zwischenstufigkeit aller Menschen und

<sup>48</sup> Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 19

leugnet in der Konsequenz den fundamentalen epistemologischen Status von Hirschfelds *Lehre*, indem er sie als bloße *Theorie* missdeutet.

13. Im Hinblick auf Herrns systematische Ansprüche wäre von ihm zumindest eine terminologisch und begrifflich einwandfreie Darlegung des Fundaments der Hirschfeldschen Sexologie zu erwarten. Leider leistet er dies schon deswegen nicht, weil er ausnahmslos auf die Wortprägung »Zwischenstufenlehre« rekurriert,<sup>49</sup> obwohl Hirschfeld sich stets und nachdrücklich gegen die Verwendung dieses Terminus als Bezeichnung für das gewendet hat, was er »Zwischenstufenlehre« nannte. Obwohl die terminologische Unterscheidung zwischen *Theorie* und *Lehre* vor allem deswegen von Bedeutung ist, weil sie den besonderen Status von Hirschfelds neuem sexualdistributivem Schema präzisiert, schließt sich Herrn einer Reihe von Autoren an, welche die einschlägigen begrifflichen Bestimmungen des Sexologen ignorieren und infolgedessen die sachlichen Grenzen verwischen,<sup>50</sup>

<sup>49</sup> Cf. Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 38, 40, 41, 42, 61 und 74

<sup>50</sup> An dem terminologischen Missbrauch hat der Verfasser vor allem in folgenden Aufsätzen Kritik geübt: Bauer: Magnus Hirschfelds »Zwischenstufenlehre« und die »Zwischenstufentheorie« seiner Interpreten. Notizen über eine rezeptionsgeschichtliche Konfusion. In: Capri 35, April 2004: 36-44; Bauer: Magnus Hirschfeld: Der Sexualdenker und das Zerrbild des

die für die Grundlegung des sexologischen Projekts Hirschfelds konstitutiv sind. Da auch Sigusch zuweilen von »der Hirschfeldschen Zwischenstufentheorie«<sup>51</sup> schreibt, ist davon auszugehen, dass er gegen die irrtümliche Begriffsverwendung Herrns nichts einzuwenden hat. Vor dem Hintergrund dieser sich breitmachenden Konfusion, zu der Sigusch und Herrn ihr Teil beitragen, sei hier zunächst nur daran erinnert, dass Hirschfeld eine diesbezüglich verbindliche Auskunft in einer Passage der *Geschlechtskunde* – sein *magnum opus* – erteilt. Von der Feststellung ausgehend, dass »[d]ie Zahl der denkbaren und tatsächlichen Sexualtypen [...] unendlich [ist]«<sup>52</sup>, widerspricht der Sexologe an der Stelle den von August Forel und Iwan Bloch 1904 bzw. 1906 aufgestellten Behauptungen, er habe eine »Zwischenstufentheorie« vorgelegt, und macht geltend, »daß die Lehre von den sexuellen Zwischenstufen überhaupt keine eigentliche Theorie ist, sondern nichts anderes als ein Einteilungssystem, das bekannte und verwandte Phänomene methodisch ordnen will.«<sup>53</sup>

Sexualreformers. In: Capri 37, Mai 2005: 5-18.

<sup>51</sup> Sigusch: *Man muß Hitlers Experimente abwarten*, op. cit.: 246

<sup>52</sup> Hirschfeld: *Geschlechtskunde auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung* bearbeitet. I. Band: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart 1926: 599

<sup>53</sup> Hirschfeld: *Geschlechtskunde auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung* bearbeitet, op. cit.: 599

14. Hirschfelds Ablehnung des Begriffs »Zwischenstufentheorie« erfolgte nicht erst im Zusammenhang seines Spätwerkes. Schon im Jahre 1910 publizierte er einen Aufsatz, in dessen Titel die fragliche Wortprägung in Anführungszeichen gesetzt wurde: *Die Zwischenstufen-Theorie*.<sup>54</sup> Gleich auf der ersten Seite des Textes verdeutlicht Hirschfeld seinen eigenen Standpunkt, wenn es heißt:

»Vor allen Dingen ist da zu betonen, daß es sich bei diesem Sexualproblem in erster Linie überhaupt nicht um eine Theorie, sondern um ein Einteilungsprinzip handelt.«<sup>55</sup>

Des weiteren führt Hirschfeld aus:

»Von einer eigentlichen Zwischenstufentheorie kann nach meinem Dafürhalten genau genommen erst die Rede sein, wenn eine Theorie aufgestellt wird, welche das Vorhandensein und die Häufigkeit solcher Mischformen [d.h. die sexuellen Zwischenstufen] zu erklären sucht.«<sup>56</sup>

Statt des zurückgewiesenen Begriffes der »Zwischenstufentheorie« verwendet Hirschfeld in dem Passus die Wendung: »Lehre von den sexuellen Zwi-

<sup>54</sup> Hirschfeld: *Die Zwischenstufen-Theorie*. In: *Sexual-Probleme*, 6 (1910): 116-136

<sup>55</sup> Hirschfeld: *Die Zwischenstufen-Theorie*. In: *Sexual-Probleme*, 6 (1910): 116

<sup>56</sup> Hirschfeld: *Die Zwischenstufen-Theorie*. In: *Sexual-Probleme*, 6 (1910): 130-131

schenstufen«.<sup>57</sup> In Anbetracht der von Hirschfeld selbst eindeutig definierten Position ist die Frage wohl berechtigt, welche textlichen oder sachlichen Gründe Herrn anführen zu können meint, die rechtfertigen würden, Hirschfeld eine »Zwischenstufentheorie« zuzuschreiben. Diesbezüglich gibt Herrn die wahrlich erstaunliche Auskunft:

»Im Zuge seiner Forschungen über sexuelle Zwischenstufen entwickelte Magnus Hirschfeld in seinen frühen Schriften die Auffassung, dass jeder Mensch eine Mischung aus so genannten männlichen und weiblichen, körperlichen und seelischen Eigenschaften sei. In der Rezeption seiner Arbeiten wurde für diesen Ansatz der Begriff »Zwischenstufentheorie« geprägt, den Hirschfeld später selbst übernahm.«<sup>58</sup>

Wie die zuletzt zitierten, mehr als fünfzehn Jahre auseinander liegenden Texte Hirschfelds zeigen, wandte sich der Sexologe explizit gegen die Vermengung von (erklärender) *Theorie* und (beschreibender) *Lehre*, obwohl er sich darüber im Klaren war, dass die von ihm aufgestellte »Lehre« schon sehr früh in der Rezeption seiner Werke unberechtigterweise als »Theorie« bezeichnet wurde. Da Herrns Behauptung, Hirschfeld habe den *Theorie*-Begriff über-

<sup>57</sup> Hirschfeld: *Die Zwischenstufen-Theorie*. In: *Sexual-Probleme*, 6 (1910), z.B. S. 130, 131

<sup>58</sup> Herrn: *Schnittmuster des Geschlechts*, op. cit.: 42

nommen, eindeutig nicht zutreffend ist, entbehrt seine eigene Verwendung von »Zwischenstufentheorie« anstelle von »Zwischenstufenlehre« jeglicher Sachberechtigung.

15. Man könnte zunächst annehmen, dass Herrns irrtümliche Behauptung darauf zurückzuführen ist, dass er die einschlägigen Texte nicht kennt oder übersehen hat. Man wird aber eines Besseren belehrt, wenn er seinen Rekurs auf den fraglichen Begriff mit folgender textlicher Argumentation zu untermauern versucht:

»Die Anerkennung der Transvestiten als eigenständige Kategorie war [...] ein weiterer wesentlicher Baustein für die wissenschaftliche Akzeptanz seines [d.i. Hirschfelds] Lehrsatzes von der Universalität der Mischgeschlechtlichkeit und damit der »Zwischenstufentheorie«. Daher ist es kein Zufall, dass Hirschfelds Monografie [d.h. *Die Transvestiten*] ein Kapitel »Die Zwischenstufentheorie« enthält, das sich auch zugleich als Separatveröffentlichung findet (Hirschfeld 1910, S. 275-299; Hirschfeld 1910a).«<sup>59</sup>

Unter Verweis auf die Überschrift des dritten Kapitels im zweiten Teil von *Die Transvestiten*, die »Die Zwischenstufentheorie« heißt, meint Herrns also belegen zu können, dass Hirschfeld den Begriff tatsächlich übernahm. Wenn Herrns aber sich nicht darauf beschränkt

<sup>59</sup> Herrns: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 61

hätte, die Kapitelüberschrift zu zitieren, sondern darüber hinaus sich auch die Mühe gegeben hätte, den Wortlaut des Kapitels zu berücksichtigen, wäre er genötigt zu erwähnen, dass folgende Passage unmittelbar nach der Überschrift nachzulesen ist:

»Zunächst ist zu betonen, daß es sich bei der Lehre von den sexuellen Zwischenstufen zunächst gar nicht um eine Theorie, sondern nur um ein Einteilungsprinzip handelt.«<sup>60</sup>

An der einzigen Stelle im Korpus des Kapitels, wo Hirschfeld den Ausdruck »Zwischenstufentheorie« gebraucht, verweist der Sexologe darauf, dass es eine derartige erklärende Theorie »nach [s]einem Dafürhalten«<sup>61</sup> noch nicht gibt und führt in einer Fußnote die Autoren an, die sich des Ausdruckes »Zwischenstufen-Theorie« bedient haben. Nachdem er darauf hingewiesen hat, dass August Forel, Benedict Friedlaender und Iwan Bloch den Ausdruck stets »mit Bezug auf meinen Namen bzw. die von mir herausgegebenen »Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen«<sup>62</sup> verwenden, fügt Hirschfeld die entscheidende Präzisierung hinzu:

<sup>60</sup> Hirschfeld: *Die Transvestiten*[,] eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb mit umfangreichem casuistischen und historischen Material. [sic!] Leipzig 1910: 275

<sup>61</sup> Hirschfeld: *Die Transvestiten*, op. cit.: 293

<sup>62</sup> Hirschfeld: *Die Transvestiten*, op. cit.: 293

»Die nicht ganz richtige Vorstellung, die sich diese Autoren von dem, was ich in diese Bezeichnung [d.h. »sexuelle Zwischenstufen«] legen wollte, machen, veranlaßt mich hauptsächlich zu der obigen zusammenfassenden Darstellung [über die sexuellen Zwischenstufen].«<sup>63</sup>

Sobald Hirschfeld also nicht mehr über die für ihn unannehmbare Verwendung von »Zwischenstufentheorie« referiert, kehrt er unvermittelt auf den Begriff zurück, den er für den sachlich richtigen hält: »[D]ie Lehre von den sexuellen Zwischenstufen.«<sup>64</sup> Insofern als Hirschfelds Wortwahl in diesem Zusammenhang nur seine ansonsten bekannte Ablehnung des *Theorie*-Begriffes erneut bekundet, braucht nicht eigens betont zu werden, dass die Überschrift in dem zitierten Kapitel von *Die Transvestiten* keine Übernahme des fraglichen Begriffs indiziert, sondern nur dessen Zitierung. Da Herrns die inhaltlichen Ausführungen im Korpus des Kapitels in Gänze ignoriert, überrascht nicht, dass er die Distanznahme verkennt, welche die aus dem zitierten Begriff bestehende Überschrift signalisiert, und darum das offenkundige Zitat mit einer begrifflichen Übernahme verwechselt.

<sup>63</sup> Hirschfeld: *Die Transvestiten*, op. cit.: 293

<sup>64</sup> Hirschfeld: *Die Transvestiten*, op. cit.: 294

16. Dass Hirschfeld nicht bereit war, sich den *Theorie*-Begriff anzueignen, wird zusätzlich daraus ersichtlich, dass der zweite Text, auf den Herr in der vorhin zitierten Passage mit der Abkürzung »Hirschfeld 1910a« verweist, schon im Titel das Wort *Theorie* in Anführungszeichen setzt und somit die Vermutung nahelegt, dass es sich dabei nicht um einen terminologischen Ausdruck Hirschfelds handeln kann. Obwohl Herr in seiner Bibliografie den Titel korrekterweise als »Die Zwischenstufen-*Theorie*« anführt, verschweigt er in seiner Argumentation nicht nur die Hervorhebung des *Theorie*-Terminus, sondern auch und vor allem die grundsätzliche Ablehnung des *Theorie*-Begriffs im Korpus des Aufsatzes selbst. In diesem Zusammenhang ist zudem darauf hinzuweisen, dass Herrns Behauptung, dass das Buchkapitel »Die Zwischenstufentheorie« »sich auch zugleich als Separatveröffentlichung findet«<sup>65</sup>, schon deswegen nicht ganz zutrifft, weil weder Titel noch Wortlaut der Texte identisch sind. Unabhängig von diesen Unterschieden jedoch bleibt Hirschfelds Zurückweisung des *Theorie*-Begriffs auch im Aufsatz unverändert, denn er übernimmt – nach einigen einleitenden Sätzen – fast wortwörtlich die auszugsweise schon zitierte Eingangspassage des Buchkapi-

<sup>65</sup> Herr: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 61

tels.<sup>66</sup> Insofern als der Aufsatz im Grunde nur eine verkürzte Version des im Buch befindlichen Textes ist, war Herr freilich keineswegs auf die »Separatveröffentlichung« angewiesen, um Hirschfelds prinzipielle Position sachgemäß wiedergeben zu können. Der Aufsatz bot Herr nur eine weitere Gelegenheit zur Kenntnisnahme dessen, was schon in der Abhandlung über *Die Transvestiten* zum Problemkomplex »Zwischenstufen-*Theorie*« nachzulesen ist. In Anbetracht der verfehlten Darlegung dieses für Hirschfelds sexologische Systematik wesentlichen Sachthemas darf man aber gespannt sein, ob Herr seinen Standpunkt in der angekündigten Monografie über Magnus Hirschfelds *Institut für Sexualwissenschaft* revidieren wird, an der er gemeinsam mit Ralf Dose – ein anderes Mitglied der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft – arbeitet.<sup>67</sup> Denn im Unterschied zu Herr hat Dose in seiner unlängst erschienenen Kurzbiografie des Sexologen<sup>68</sup> erfreulicherweise die Bedeutung der Hirschfeldschen Distinktion zwischen *Theorie* und *Lehre* im Prinzip erkannt und mit den ihm zur Verfügung stehenden methodischen Instrumen-

<sup>66</sup> Cf. Hirschfeld: Die Zwischenstufen-*Theorie*. In: *Sexual-Probleme*, 6 (1910): 116; und Hirschfeld: *Die Transvestiten*, op. cit.: 275

<sup>67</sup> Cf. Herr: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 23

<sup>68</sup> Dose, Ralf: *Magnus Hirschfeld. Deutscher – Jude – Weltbürger*. Teetz / Berlin 2005

tarien zu würdigen gesucht.<sup>69</sup>

17. Unter den Voraussetzungen von Herrns Vorgehensweise bleiben die Tragweite und Relevanz von Hirschfelds Zwischenstufenlehre unbegriffen. Insofern als Hirschfelds Lehre ein auf sorgfältiger Beobachtung des natürlich Gegebenen basierendes Einteilungsprinzip des Geschlechtlichen darstellt, führt sie einen Paradigmenwechsel in der Konzeptualisierung der Sexualdifferenz herbei, der ein neues Fundament für die Entfaltung möglicher erklärender Sexualtheorien bietet, ohne dabei in ein prinzipielles Konkurrenzverhältnis zu ihnen zu geraten. Im Hinblick auf diesen Sachverhalt wurde schon im Essay *Der Tod Adams* darauf hingewiesen, dass Hirschfeld seiner Zwischenstufenlehre den Status eines *fundamentum inconcussum in sexualibus* beimaß,<sup>70</sup> der in keinem Widerspruch mit seinen eigenen Bemühungen stand, die Phänomene, welche für die stets behelfsmäßig konstituierten Sexualgruppen charakteristisch sind, mittels Kausal-

<sup>69</sup> Cf. dazu: Bauer: *Cogitus Interruptus: Zu Ralph Doses Versuch, eine Miniatur Magnus Hirschfelds vorzulegen*. In: *Capri* 38, Januar 2006: 37-42

<sup>70</sup> Cf. Bauer: *Der Tod Adams*.

Geschichtsphilosophische Thesen zur Sexualemanzipation im Werk Magnus Hirschfelds. In: *100 Jahre Schwulenzbewegung. Dokumentation einer Vortragsreihe in der Akademie der Künste*. Berlin 1998: 28-31; bzw. in: Seeck, Andreas (Hg.): *Durch Wissenschaft zur Gerechtigkeit? Textsammlung zur kritischen Rezeption des Schaffens von Magnus Hirschfeld*. Münster [u.a.] 2003, 142-145

theorien zu erklären. So entwarf Hirschfeld z. B. prinzipiell falsifizierbare Theorien der Homosexualität, die auf eine ätiologische Erklärung des Phänomens abzielten und infolgedessen keinen Anspruch auf den meta-theoretischen Status erhoben, welcher nur der »Lehre von den sexuellen Zwischenstufen« und ihrer Neudefinierung des Sexualunterschieds zukommt. Herrns Verwendung des *Theorie*-Begriffes zur Bezeichnung von Hirschfelds Zwischenstufenlehre ist in erster Linie deswegen abzulehnen, weil damit jene wesentliche epistemologische Grenzziehung unkenntlich gemacht wird, welche die Herbeiführung von Hirschfelds sexualdistributivem Paradigmenwechsel ermöglichte.

18. Herrns Verweis darauf, dass »[d]ie Anerkennung der Transvestiten als eigenständige Kategorie [...] ein weiterer wesentlicher Baustein für die wissenschaftliche Akzeptanz seines [d.i. Hirschfelds] Lehrsatzes von der Universalität der Mischgeschlechtlichkeit [...] [war]«<sup>71</sup>, lässt erwarten, dass er die prinzipielle Frage nach der Bildung »eigenständiger« Sexualkategorien im Hinblick auf die Zwischenstufenlehre und die daraus resultierende Postulierung potentiell unendlicher Geschlechter näher erörtern würde. Da Herrn das Verhältnis

<sup>71</sup> Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 61

zwischen der kategoriellen Zuordnung »zu den so genannten »sexuellen Zwischenstufen«<sup>72</sup> – die u.a. vom Transvestitismus und Transsexualismus exemplifiziert werden –<sup>73</sup> und der einzigartigen Zwischenstu-

<sup>72</sup> Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 19

<sup>73</sup> Cf. Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 19. Herrn erwähnt an der Stelle auch Homosexualität, Androgynie und Hermaphrodisie als weitere Beispiele für »eigenständige Zwischenstufenkategorien«. Da die Problematik der begrifflichen Auffächerung der intersexuellen Varianten im engeren Sinne von Bedeutung für die systematische Verortung von Transvestitismus und Transsexualität ist, sei hier nur darauf hingewiesen, dass Hirschfeld in den 1918 erschienenen, zweiten Band seiner *Sexualpathologie* zu den enggefassten sexuellen Zwischenstufen auch den Metatropismus, der den Begriffen von Masochismus und Sadismus entspricht, zählte. (Cf. Hirschfeld: *Sexualpathologie*. Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende. Zweiter Teil: Sexuelle Zwischenstufen. Das männliche Weib und der weibliche Mann. Bonn 1918: 224-271). In dem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass Hirschfeld im ersten Band der *Geschlechtskunde* folgende Einteilung der intersexuellen Varianten vornimmt: »I. *Der Hermaphroditismus als intersexuelle Bildung der Geschlechtsorgane*, II. *die Androgynie als intersexuelle Mischform der übrigen körperlichen Eigenschaften*, III. *der Metatropismus, die Bisexualität und Homosexualität als intersexuelle Geschlechtstriebvarianten*, IV. *der Transvestitismus als intersexuelle Ausdrucksform sonstiger seelischer Eigenschaften*.« (Hirschfeld, Magnus: *Geschlechtskunde* auf Grund dreißigjähriger Forschung und Erfahrung bearbeitet, op. cit.: 548). Die Frage nach der eigentümlichen Tragweite des 1923 von Hirschfeld verwendeten Begriffs des Transsexualismus (Hirschfeld: *Die intersexuelle Konstitution*. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 23 (1923): 14) als eine die Verschränkung von Natur und technologischer Kultur zutiefst modifizierenden, sexuellen Zwischenstufe, welche das gerade zitierte, 4-stufige Schema Hirschfelds sprengt, wird in Herrns »systematischer Darstellung« leider nicht erörtert.

figkeit eines jeden Menschen nirgends thematisiert, findet er keine Gelegenheit dazu, auf die Frage nach der Mehrdeutigkeit des Terminus »sexuelle Zwischenstufe« einzugehen. So bleibt in Herrns Ausführungen unerwähnt, dass der Terminus bei Hirschfeld nicht nur zur Bezeichnung der mittleren Sexualvariationen innerhalb des Naturkontinuums, sondern auch zur Charakterisierung der menschlichen Sexualkonstitution schlechthin eingesetzt wird. Da die ausnahmslos zwischenstufige Markierung der menschlichen Sexualität nur jeweils unterschiedliche Mischungsverhältnisse der weiblichen und männlichen Elemente eines sexuierten Individuums vorsieht, erweist sich Hirschfelds semantische Oszillation als keineswegs zufällig. Insofern als Hirschfelds Zwischenstufenlehre nicht danach fragt, ob es Anzeichen sexueller Zwischenstufigkeit bei einem bestimmten Individuum gibt, sondern nur in welchem Umfang bei ihm die Heterogenität der Sexualkomponenten zum Vorschein kommt, können diejenigen Segmente im Sexualkontinuum, welche die universelle Zusammengesetztheit des Geschlechtlichen mit besonderer Prägnanz aufweisen, als »sexuelle Zwischenstufen« *par excellence* gelten. Daher verweist Hirschfeld in einem Text, der auf einen Vortrag von 1904 zurückgeht und mit dem bezeichnenden Titel *Geschlechts-Übergänge* versehen ist, ausdrücklich auf die durchgän-

gige Zwischenstufigkeit der Geschlechter und verortet die »sexuellen Zwischenstufen« im engeren Sinne zwischen den herkömmlichen binomen Geschlechtern, deren Annahme im Zuge der Argumentation freilich nur ein rhetorisch-propädeutisches Zugeständnis ohne sachliche Grundlage darstellt. So heißt es u.a. im Vortragstext:

»Bezeichnet man [...] diejenigen, die vorwiegend männliche Qualitäten besitzen, kurzweg als *genus masculinum*, und alle, die vorwiegend weibliche Eigenschaften haben, einfach als *genus femininum*, so wäre man wohl berechtigt, diejenigen, bei denen die Summe des männlichen und weiblichen Anteils zwischen  $33 \frac{1}{3}$  und  $66 \frac{2}{3}$  liegt, als eine Art *genus tertium* aufzufassen.«<sup>74</sup>

19. Wird davon ausgegangen, dass die Differenz zwischen den Geschlechtern der Individuen keine Frage von Qualitäts-, sondern nur von graduellen Quantitätsunterschieden ist, so erweisen sich die vorhin erwähnten »*genus masculinum*« und »*genus femininum*« – d.h. die Grundtypen von Mann und Frau – strenggenommen als nur »Fiktionen«<sup>75</sup>. Beim Nachweis der Fiktionalität des Sexualbinomiums ver-

<sup>74</sup> Hirschfeld: *Geschlechts-Übergänge. Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (Sexuelle Zwischenstufen)*. 2. Auflage. Leipzig 1913: 4

<sup>75</sup> Hirschfeld: *Die intersexuelle Konstitution*, op. cit.: 23-24

weist Hirschfeld zunächst auf eine Gruppierung von Typen »intersexueller Sexualität«<sup>76</sup>, die dem »*genus tertium*« entsprechen, und hebt hervor, dass eine solche Gruppierung »nur ein Notbehelf, wenn auch meines Erachtens ein unentbehrlicher ist, der niemals als etwas Vollständiges oder auch nur nahezu Abgeschlossenes dastehen kann.«<sup>77</sup> Als popularisierender Sammelbegriff der »sexuellen Zwischenstufen« im engeren Sinne konstituiert das sogenannte »dritte Geschlecht« ein Provisorium, das dazu dient, über »das übliche, aber leider nur allzu oberflächliche Einteilungsschema der Sexualkonstitutionen in Mann und Frau«<sup>78</sup> hinauszuführen. In Anbetracht dessen, dass die als abgeschlossene Ganzheiten postulierten Geschlechter im Grunde nur Fiktionen oder Provisorien im Sexualkontinuum sind, führt Hirschfelds eminent dekonstruktives Verfahren zur entscheidenden Einsicht, welche er in einem autobiografischen Serienartikel von 1922/23 folgendermaßen formuliert: »Alle Menschen sind intersexuelle Varianten [...]«<sup>79</sup> Da sich Herrn mit Hirschfelds Universalisierung der sexuellen Zwischenstufigkeit nirgends

<sup>76</sup> Hirschfeld: *Die intersexuelle Konstitution*, op. cit., z.B. 10-11

<sup>77</sup> Hirschfeld: *Die intersexuelle Konstitution*, op. cit.: 23

<sup>78</sup> Hirschfeld: *Die intersexuelle Konstitution*, op. cit.: 23

<sup>79</sup> Hirschfeld: *Von einst bis jetzt. Geschichte einer homosexuellen Bewegung 1897-1922*. Berlin 1986: 49

auseinandersetzt, ist er nicht in der Lage, die systematischen Konnexen von Transvestitismus und Transsexualität zu anderen kategorialen Konstrukten innerhalb des *genus tertium* zu thematisieren, und übergeht zudem die wesentliche Frage, inwiefern Hirschfelds Konzeptualisierung dieser beiden Formen »intersexueller Sexualität« dazu beiträgt, die durchgehende Verschränkung von Physis und Techne, Natur und Kultur auf sexuellem Gebiet genauer zu erfassen. Die Klärung dieser Problemkomplexe wäre umso dringender gewesen, als der Vorwurf des »Naturalismus« bzw. »Biologismus« gegen Hirschfeld vor allem von Autoren mehrfach erhoben wurde, die Hirschfeld – unter Ignorierung des sachlichen Bezuges seiner Postulierung potentiell unendlicher Geschlechter zu Baruch de Spinozas Verständnis der *natura naturans* – ein dreigeteiltes und darum geschlossenes Schema sexueller Distribution unterstellen.

20. Hirschfelds Dekonstruktion des Sexualbinomiums mittels des vorläufigen Konstruktes des »dritten Geschlechts« initiiert einen Prozess kategorialer Differenzierung, in dem es deswegen keine prinzipielle Limitierung der Anzahl der stets als provisorisch durchschauten Kategorien geben kann, weil nur die immer präzisere Erfassungsfähigkeit solcher Kategorialkonstrukte eine asymptotische Annäherung

an das Sexualindividuum garantieren kann, das als solches jeder endgültigen Sexualkategorisierung resistent. Insofern als die Anwendung sexualdistributiver Schemata – im Unterschied zur deiktischen Funktion z.B. eines Eigennamens – allgemeine Typen voraussetzt, unter welche die Subsumption von Einzelfällen zu erfolgen hat, markiert die Einzigkeit des Sexualindividuum die Grenzen der Durchführbarkeit solcher Subsumtionen. Damit wird *ex negativo* der Ambitus festgelegt, in dem das asymptotische Subsumptionsverfahren mittels kategorialprovisorien als Grundlage sexologischer Diskursivität stattfindet und zugleich auf ein *Jenseits* von sexualwissenschaftlichen Bestimmungsmöglichkeiten verwiesen, in dem eine Befreiungsethik des Sexuellen die Bedingung angibt, unter denen Gerechtigkeit für diejenigen Lebensentwürfe zu erlangen ist, die anormativen Sexualpotentialen entwachsen sind. Da Hirschfelds emanzipatorische Programmatik letztlich auf der Prämisse basiert, dass »jeder Mensch seine Natur und sein Gesetz hat [...]«<sup>80</sup>, ist es kein Zufall, dass er in einer schon 1903 erschienenen Schrift, die den Titel *Der urnische Mensch* trägt, die wahrlich denkwürdige Einsicht artikuliert:

»Im Grunde genommen ist jeder Mensch erst durch das

<sup>80</sup> Hirschfeld: Die intersexuelle Konstitution, op. cit.: 23

ihm innewohnende Mischungsverhältnis männlicher und weiblicher Teile verständlich. Selbst im größeren ist die Verschiedenartigkeit und Menge der Abweichungen so groß, daß alle Versuche, die körperlichen und geistigen Zwischenstufen in eine bestimmte Ordnung zu bringen, gescheitert sind [...] Mit der Menge wissenschaftlicher Beobachtungen hat sich das System [der Zwischenstufen] mehr und mehr kompliziert, um sich schließlich dahin zu vereinfachen, daß im Grunde genommen jeder Fall in der Summe der Zwischenstufen einen Fall für sich, eine Klasse für sich, ein Geschlecht für sich bildet.«<sup>81</sup> Falls man bereit wäre, Herrns Beschreibung seines eigenen Buches als »systematische Darstellung«<sup>82</sup> ernst zu nehmen, könnte die kritische Frage wohl nicht vermieden werden, warum das Sexualindividuum als Grenze sexologischer Bestimmbarkeit nirgends in seiner Studie zum Vorschein kommt.

21. Wie jeder aufmerksame Leser von Hirschfeld weiß, bieten die Motti, mit denen er oft seine Schriften anfangen lässt, privilegierte Zugänge zum Verständnis der ontologischen und anthropologischen Grundannahmen seiner Sexologie. So wird dem Traktat *Geschlechts-*

<sup>81</sup> Hirschfeld: *Der urnische Mensch*. Leipzig 1903: 126-127

<sup>82</sup> Herrn: *Schnittmuster des Geschlechts*, op. cit.: 19

*übergänge* ein französischer Satz vorangestellt, den Hirschfeld auf dem Titelblatt nicht gänzlich korrekt »Comenius, Leibniz, Linné« zuschreibt. Der lautet:

»Tout va par degrés dans la nature et rien par sauts.«<sup>83</sup>

Mit Bezug darauf präzisiert Hirschfeld in einer Fußnote des ersten Kapitels, dass das Axiom »natura non facit saltus« nicht aus dem Altertum stammt, sondern in dieser Form erst in Karl von Linnés *Philosophia botanica* (1751) vorkommt, und dass das Motto des Buches ein Zitat aus den 1704 verfassten *Nouveaux essais* von Gottfried Wilhelm Leibniz ist, das letztlich auf den 1613 formulierten Satz des tschechischen Pädagogen Amos Comenius verweist: »Natura in operationibus suis non facit saltum.«<sup>84</sup> Offensichtlich nimmt Hirschfeld die Ungenauigkeit der anfänglichen dreifachen Zuschreibung in Kauf, damit es deutlich werde, dass seine sexologischen Bemühungen auf einer denkerisch und geistesgeschichtlich breiten Basis beruhen. So heißt es am Ende der Fußnote:

»Es sind also die drei großen Gelehrten auf philologischem, philosophischem und naturwissenschaftlichem Gebiet, Comenius, Leibniz und Linné, welche dieses Natur-

<sup>83</sup> Leibniz erwähnt den Satz in: Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Nouveaux essais sur l'entendement* (IV, 16, 12). In: Leibniz: *Die philosophischen Schriften*. Hrsg. von C.J. Gerhardt, Bd. 5, Hildesheim [u.a.] 1978: 155

<sup>84</sup> Cf. Hirschfeld: *Geschlechtsübergänge*, op. cit.: 17

prinzip, dessen ganz eminente Bedeutung auch zurzeit noch nicht voll gewürdigt ist, im 17. und 18. Jahrhundert – wenn vielleicht auch nicht als erste – aufgefunden, so doch in prägnantester Form zum Ausdruck brachten.«<sup>85</sup>

Wie Hirschfelds weitere Ausführungen zeigen, konstituiert das Prinzip der durchgängigen Kontinuität der Natur den ontologischen Hintergrund, vor dem die künstlich gegeneinander abgegrenzten Sexualvarietäten als das erscheinen, was sie eigentlich sind: Übergänge des Geschlechtlichen. Dadurch, dass Hirschfelds Zwischenstufenlehre das Postulat der Naturkontinuität auf das Gebiet des Sexuellen anwendet, löst sie alle geschlossenen Schemata sexueller Distribution auf und erkennt im Vorhandensein der stetigen und unabschließbaren Sexualvariabilität das sachgemäße Fundament, auf dem die sexologische Erfassung von Geschlechtsdifferenzen beruht. Es braucht nicht eigens betont zu werden, dass die von Hirschfeld vor schon fast einhundert Jahren vorgetragene Feststellung, dass die »ganz eminente Bedeutung [dieses Naturprinzips der natürlichen Kontinuität] auch zurzeit noch nicht voll gewürdigt ist«, ihre Gültigkeit leider immer noch im Rahmen der zeitgenössischen deutschsprachigen Sexualwissen-

<sup>85</sup> Hirschfeld: Geschlechts-Übergänge, op. cit.: 18

schaft und deren Hirschfeld-Rezeption behält.

22. Um die sexuelle Zwischenstufenlehre sachgemäß zu würdigen, wären Sigusch und Herrn nicht unbedingt auf die verschiedenen Texte Hirschfelds angewiesen, die in den ersten drei Dezennien seiner wissenschaftlichen und sexualpädagogischen Aktivitäten entstanden. Es hätte genügt, wenn sie sich auf einige einschlägige Passagen des 1926 erschienenen, ersten Bandes der *Geschlechtskunde* konzentriert hätten. Dort führt Hirschfeld eine Berechnung durch, bei der er von dem schon 1896 verwendeten »Viergruppenschema«<sup>86</sup> zur Einteilung der »Fülle der Kombinationsmöglichkeiten, die es auf sexualtypologischem Gebiet gibt«<sup>87</sup>, ausgeht. Diesem Schema zufolge ist zu unterscheiden zwischen (1) den Geschlechtsteilen, (2) den übrigen körperlichen Eigenschaften, (3) dem Geschlechtstrieb und (4) den sonstigen seelischen Eigenschaften.<sup>88</sup> Wenn man annimmt, dass jede dieser Beschreibungsebenen des Geschlechtlichen einen männlichen (= »m«), weiblichen (= »w«) oder gemischtgeschlechtlichen (= »m + w«) Charakter ausweisen kann, so ergeben sich daraus zunächst  $3^4 = 81$  Kombinationen von Geschlechts-

<sup>86</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 548

<sup>87</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 594

<sup>88</sup> Cf. Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 547 und 595

charakteren.«<sup>89</sup> Diese an sich schon ansehnliche Zahl von Kombinationsmöglichkeiten erachtet Hirschfeld als eigentlich viel zu niedrig und verweist darauf, dass sie erheblich gesteigert werden könnte, wenn man in Betracht zieht, dass jede der vier Eigenschaftsgruppen sich »mit Leichtigkeit«<sup>90</sup> in vier Untergruppen einteilen lässt. Daraus resultieren die durch die dreifache Differenzierung der Sexualcharaktere potenzierten »16 Elemente«, die Hirschfeld in seiner abschließenden Kalkulation erwähnt:

»Da jedes der 16 Elemente einen dreifach (m, w, m+w) verschiedenen Typus haben kann, ergäbe sich als Gesamtzahl aller möglichen Kombinationen

$$3^{16} = 43\,046\,721$$

Sexualtypen.«<sup>91</sup>

Die über 43 Millionen Sexualtypen, die Hirschfeld errechnet, entsprechen dem »vierzigsten Teil der Gesamtzahl aller auf Erden lebenden Menschen«<sup>92</sup>, wenn man von einer Gesamtbevölkerung von 1800 Millionen Menschen ausgeht. Diese Kalkulationen werden freilich nur in propädeutischer Absicht vorgetragen, da es Hirschfeld – über die errechnete, sexualtypologische Überfülle hinaus – um den Nachweis der grund-

<sup>89</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 595

<sup>90</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 595

<sup>91</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 596

<sup>92</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 596

legenden These ging, dass das sexuierte Individuum und der Sexualtypus zuletzt in eins zusammenfallen. Die Einsicht, dass unter jeden Sexualtypus nur ein Individuum zu subsumieren ist, wird dem Leser nahegebracht, wenn Hirschfeld ausdrücklich darauf hinweist, dass es auf dem Gebiet der Sexualität »nur Verschiedenes und Ähnliches, nichts Gleiches gibt«<sup>93</sup>. Des Weiteren präzisiert Hirschfeld, dass »bis ein Typus wiederkehren wird, der in allem und jedem, bis in die kleinsten Einzelheiten einem Shakespeare oder Goethe [...] gleicht, [...] mindestens vierhundert Millionen Jahre vergehen werden.«<sup>94</sup> Für den Monisten und Evolutionisten Hirschfeld, der um die unaufhaltsamen, aber zumeist unmerklichen Veränderungen der Gattung Mensch wusste, kam diese gedankliche Unwahrscheinlichkeit eigentlich einer biologischen Unmöglichkeit gleich. Unter der Voraussetzung, dass es keine Unterbrechung des Weltwerdens geben wird, könnte die statistisch angenommene Wiederholung eines Sexualtypus erst dann eintreffen, wenn die uns bekannte menschliche Gattung nach 400 Millionen Jahren Evolution sich in eine völlig andere verwandelt hätte. Da Herrn diesen gesamtevolutionistischen Hintergrund, vor dem Hirschfeld den fiktionalen und provisorischen

<sup>93</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 596

<sup>94</sup> Hirschfeld: Geschlechtskunde, op. cit.: 596

Charakter seiner kategorialen Konstrukte und sexualtaxonomischen Bemühungen betrachtet, nicht berücksichtigt, entgeht ihm das dynamische Moment, das Hirschfelds radikal individualisierender Erfassung sexueller Differenzen zugrunde liegt.

23. Herrn kann nicht unterstellt werden, dass er die angeführte Kalkulation über die millionenfachen Sexualtypen nicht kennt. Denn in der Bibliografie seines Buches<sup>95</sup> verweist er auf die von der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft organisierte Online-Ausstellung *Institut für Sexualwissenschaft (1919-1933)*<sup>96</sup>, in deren Portal ein Text eingeblendet wird, der eindeutig auf Hirschfelds Berechnung Bezug nimmt und lautet:

$$\begin{aligned} & \text{»m m + w w} \\ & 3^{16} = 43\ 046\ 721 \\ & \text{Sexualtypen.«} \end{aligned}$$

Insofern als Herrn nicht nur »Mitarbeiter der Forschungsstelle zur Geschichte der Sexualwissenschaft der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (Berlin)«<sup>97</sup> ist, sondern auch die Verantwortung für die »Gesamtkonzeption« der Online-Ausstellung<sup>98</sup>

<sup>95</sup> Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.: 230

<sup>96</sup> Die Internet-Adresse der Ausstellung lautet: [http://www.magnus-hirschfeld.de/institut/de/index\\_ie.html](http://www.magnus-hirschfeld.de/institut/de/index_ie.html). Sie ist auch als CD-ROM erhältlich. Cf. dazu: Kennedy, Hubert: Besprechung von: »The Institut for Sexual Science« [on-line exhibition]. In: *Journal of the History of Sexuality* 12,1 (2003): 122-126

<sup>97</sup> Laut Klappentext von: Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit.

<sup>98</sup> Laut Rubrik »Entstehung der Ausstellung« in: <http://www.magnus->

trägt, muss man annehmen, dass er mit dem genauen Wortlaut und Sinn der zitierten Passage vertraut ist. Dass er jedoch die damit angesprochene Problematik in seiner Studie gänzlich ignoriert, ist vermutlich auf seine generelle Abneigung dagegen zurückzuführen, sich mit den dekonstruktiven Aspekten der Sexologie Hirschfelds zu befassen. Da Herrn stets außer Acht lässt, dass Sexualkategorien bei Hirschfeld zuletzt nur provisorische Instrumentarien in einer asymptotischen Annäherung an das an sich nicht-kategorisierbare Sexualindividuum sind, ist er nicht in der Lage, sich zu fragen, ob auch die begriffliche Konstruktion von Transvestitismus und Transsexualität letztendlich im Zeichen des Fiktionalen und Behelfsmäßigen steht. Die ständige Übergehung von all dem, was die Dekonstruktion der von Hirschfeld selbst vorgeschlagenen, kategorialen Konstrukte einleitet und somit ein dynamisch-kritisches, problematisierendes Moment in seiner Sexualsystematik darstellt, kündigt sich bei Herrn schon darin an, dass in seiner Untersuchung nirgends das Motto gewürdigt wird, das Hirschfeld dem ersten Teil von *Die Transvestiten* voranstellt: »Es gibt mehr Empfindungen und Erscheinungen als Worte.«<sup>99</sup>

[hirschfeld.de/institut/de/iframe.html](http://www.hirschfeld.de/institut/de/iframe.html). (Gelesen am 15. April 2006)

<sup>99</sup> Hirschfeld: Die Transvestiten, op. cit.: 3

Im Hinblick auf Hirschfelds sexologisches Gesamtprojekt markiert ein solches Fehlen von »Worten« die prinzipiellen Grenzen, auf welche die sexualwissenschaftlichen Konzeptualisierungen und Beschreibungsstrategien stoßen, wenn es darum geht, die unabschließbare Variabilität der individuellen Sexualkonstitutionen auf den »Begriff« zu bringen. Obgleich die Sexualwissenschaft im Hirschfeldschen Sinne das Individuum zunächst als einen kategorisierbaren *Fall* ansehen und behandeln muss, um überhaupt diagnostisch oder therapeutisch zweckmäßig vorgehen zu können, bleibt sie dessen eingedenk, dass aus prinzipiellen Gründen keine durchgängige Bestimmung des individuellen Geschlechts möglich ist. Als ein (selbst)kritisches Unterfangen kann Hirschfelds Sexologie darum nur nach einer immer vorläufigen, weil stets perfektiblen Erfassung der Sexualdifferenz des Individuums streben, das aufgrund seiner schlussendlichen Nicht-Kategorisierbarkeit das geschichtliche Betätigungsfeld einer sexualemanzipatorischen Ethik eröffnet, welche darauf angelegt ist, die Verwirklichung der »sexuellen Menschenrechte« des geschlechtlich einzigartigen Individuums voranzutreiben.

24. Dass Herrn die Notwendigkeit partout nicht einsehen will, die Thematik der potentiell unendlichen Variabilität der Sexualindividuen

zu erörtern, ist umso rätselhafter, als er in seiner Bibliografie die von Jonathan Gathorne-Hardy vorgelegte Biografie von Alfred C. Kinsey anführt, in welcher die Problematik sexueller Individualverschiedenheiten in Kinseys Sexologie mit relativer Ausführlichkeit behandelt wird.<sup>100</sup> Anders als die Kinsey-Biografie von Cornelia V. Christenson,<sup>101</sup> die Magnus Hirschfeld nicht einmal erwähnt, oder als diejenigen von Wardell B. Pomeroy<sup>102</sup> und James H. Jones<sup>103</sup>, die auf Hirschfeld nur *en passant* verweisen, hebt Gathorne-Hardy im Kapitel »A Brief History of Sex Research« hervor, dass Richard von Krafft-Ebing, Albert Moll und Magnus Hirschfeld »were Kinsey's predecessors. But for them, he wouldn't have become a sex researcher.«<sup>104</sup> Auch wenn Gathorne-Hardy nach einer cursorischen Darstellung der früheren Sexualwissenschaft notiert, dass »[w]ith Magnus Hirschfeld [...] we move much nearer to Kinsey«, und darum ihn eingehender als seine anderen

<sup>100</sup> Herrn erwähnt die Ausgabe: Gathorne-Hardy, Jonathan: Kinsey. Sex The Measure of all Things. Bloomington 2004 (Herrn: Schnittmuster des Geschlechts, op. cit., 224)

<sup>101</sup> Cf. Christenson, Cornelia V.: Kinsey. A Biography. Bloomington / London 1971

<sup>102</sup> Cf. Pomeroy, Wardell B.: Dr. Kinsey and the Institute for Sex Research. New York [u.a.] 1972: 66 und 69

<sup>103</sup> Cf. Jones, James H.: Alfred C. Kinsey. A Public/Private Life. New York [u.a.] 1997: 296 und 303

<sup>104</sup> Gathorne-Hardy: Alfred C. Kinsey. Sex the Measure of All Things. A Biography. London 1999: 151

Vorläufer behandelt, ver säumt der britische Biograf – vermutlich mangels Quellenkenntnis –, die Frage zu klären, ob Hirschfeld die eigentlich konstitutiven Prämissen von Kinseys Sexologie vorwegnahm. Zwar erwähnt Gathorne-Hardy Hirschfelds Verwendung sexueller *case histories*, die bahnbrechenden Ergebnisse seiner Transvestitismus-Forschung und sein sexuellemanzipatorisches Engagement, aber er nimmt nicht zur Kenntnis, dass Hirschfelds *sexuelle Zwischenstufenlehre* Einsichten artikuliert, welche die Grundpostulate von Kinseys »sexual philosophy«<sup>105</sup> antizipieren. Diesbezüglich sei hier nur darauf hingewiesen, dass Kinsey im Jahr 1939 eine bemerkenswerte Rede mit dem Titel »Individuals« hielt, die Cornelia V. Christenson ihrer Kinsey-Biografie voranstellt und folgendermaßen charakterisiert:

»This brief statement, written when he had spent twenty years studying gall wasps and was just embarking on the study of sex, epitomizes the philosophy that underlay all of Kinsey's work. As a taxonomist he was impressed by the limitless variety of living creatures, whether gall wasps or human beings, and by the scientific and social import of recognizing their differences.«<sup>106</sup>

<sup>105</sup> Gathorne-Hardy: Alfred C. Kinsey, op. cit.: 152

<sup>106</sup> Christenson.: Kinsey, op. cit.: 3

In seiner Rede unterstrich der damals hauptberufliche Entomologe, dass »the phenomenon of variability is universal in the living world«<sup>107</sup> und dass die endlosen Rekombinierungen der biologischen Charakteristiken in verschiedenen Individuen »swell the possibilities to something which is, for all essential purposes, infinity.«<sup>108</sup> Darauf aufbauend schreibt Kinsey dann: »The failure to recognize this unlimited nonidentity has, even in biology, vitiated much of our scientific work.«<sup>109</sup> Obwohl der Text die Sexualvariabilität des Menschen nicht explizit thematisiert, ist zur Genüge klar, dass der angehende Sexualforscher in erster Linie auf die überlieferte binome Sexualauffassung abzielt, wenn es heißt:

»If biologists so often forget the most nearly universal of all biological principles, it is not surprising that men and women in general expect their fellows to think and behave according to patterns which may fit the lawmaker, or the imaginary ideals for which the legislation was fashioned, but which are ill-shaped for all real individuals who try to live under them.«

Wider »dichotomous classifications« und für die »multiplicity of types which

<sup>107</sup> Kinsey, Alfred, C.: Individuals. In: Christenson: Kinsey, op. cit.: 4

<sup>108</sup> Kinsey: Individuals. In: Christenson: Kinsey, op. cit.: 5

<sup>109</sup> Kinsey: Individuals. In: Christenson: Kinsey, op. cit.: 5

range continuously«<sup>110</sup> argumentierend, verweist Kinsey gegen Ende seiner Rede darauf, dass:

»Scholarly thinking as well as the laymen's evaluation still needs to be tempered with the realization that individual variations shape into a continuous curve on which there are no sharp divisions between normal and abnormal, between right and wrong.«<sup>111</sup>

Da die sexologisch relevantesten Ausführungen von Gathorne-Hardy sich auf die Grundprämissen beziehen, die Kinsey wohl zum ersten Mal in dieser Rede vortrug, bleibt unverständlich, warum die Lektüre dieser Kinsey-Biografie Herrn den Anstoß nicht dazu gab, sich mit Hirschfelds radikalisierte Auffassung der Sexualindividualität zu befassen und eine kritische Darlegung der Zwischenstufenlehre zu unternehmen, die als Ausgangspunkt für eine systematische Verortung und Einschätzung der Hirschfeldschen Konzeptualisierung von Transvestitismus und Transsexualität dienen könnte.

25. Auch wenn die sexologischen Projekte von Hirschfeld und Kinsey sich voneinander in mehrfacher Hinsicht unterscheiden, teilen sie das Bestreben, das Sexualindividuum von den künstlichen Restriktionen sexualdistri-

<sup>110</sup> Kinsey: Individuals. In: Christenson: Kinsey, op. cit.: 8

<sup>111</sup> Kinsey: Individuals. In: Christenson: Kinsey, op. cit.: 9

butiver Schemata freizuhalten. Während Hirschfeld die zur Verfügung stehenden Sexualkategorien für zu überwindende Fiktionen oder höchstens nützliche Provisorien hielt, vermied Kinsey hypostasierende Kategorisierungen von Individuen nach einem Einteilungsschema vordefinierter Typen (»the heterosexual / the homosexual«) und postuliert stattdessen ein Klassifikationsmuster von sexuellen Handlungen (»heterosexual and homosexual acts«). Daher dürfen die offensichtlichen Unterschiede zwischen dem Zwischenstufenschema Hirschfelds und der beweglichen, 7-gradigen Skala Kinseys<sup>112</sup> nicht darüber hinweg täuschen, dass beide Instrumentarien wesentlich mit der Tatsache der potentiell unendlichen Variabilität innerhalb des Sexualkontinuums rechnen. Vor diesem Hintergrund erscheint die Thematisierung der methodischen Spannung zwischen dem sexual-taxonomischen Zugriff und der reflektierten Berücksichtigung der kategoriell nicht-subsumierbaren Sexualindividualität als eine der wichtigsten Errungenschaften, welche die zwei größten Sexologen des 20. Jahrhunderts aufzuweisen haben. Sich darauf zu be-

<sup>112</sup> Cf. Kinsey, Alfred C., Wardell B. Pomeroy und Clyde E. Martin: Sexual Behavior in the Human Male. Philadelphia [u.a.] 1948: 647: »Finally, it should be emphasized again that the reality is a continuum, with individuals in the population occupying not only the seven categories which are recognized here, but every gradation between each of the categories, as well.«

sinnen, dass jegliche kategoriale Sexualkonstruktion angesichts der Einzigkeit des Individuums instabil wird und so ihre eigene reflexive Demontierung einleitet, ist von besonderer Relevanz in Zeiten, in denen medizinische Technologien durchaus imstande sind, die bis vor Kurzem für unmöglich gehaltene Vision der männlichen Mutterschaft zu realisieren,<sup>113</sup> und in denen der Schritt vom Lesen zum Schreiben des menschlichen Genoms bald die Frage aufwerfen wird, unter welchen Bedingungen die Möglichkeit einer weiblichen Vaterschaft wünschbar erscheinen könnte. Vor diesem Hintergrund ist besonders denkwürdig, dass heutige Transvestiten und Transsexuelle – in weitgehender Unabhängigkeit vom Diskurs offizieller Sexologien – die Dringlichkeit von theoretischen Überlegungen über Konstruktion und Dekonstruktion sexueller Kategorien vielfach erkennen und sich entschieden dafür einsetzen, in erster Linie die Auflösung derjenigen Sexualkonstrukte voranzutreiben, die der Erweiterung menschheitlicher Sexualalternativen durch zunächst als marginal erscheinende Geschlechtsindividualitäten entgegenwirken. Als die wohl brillianteste Verfechterin derartiger Auflösungen kann die *male-to-female* Transgenderistin Kate

<sup>113</sup> Cf. Winston, Robert: *The IVF Revolution. The Definitive Guide to Assisted Reproductive Techniques*. London 1999: 206-207; Atlan, Henri: *L'utérus artificiel*. Paris 2005.

Bornstein gelten, die nicht von ungefähr sich als »one the dictionary has trouble naming«<sup>114</sup> versteht. Prägnant beschreibt sie zunächst die individuelle Konfiguration ihrer sexuellen Komplexität: »My identity as a transsexual lesbian whose female lover is becoming a man is manifest in my fashion statement; both my identity and fashion are based on collage.«<sup>115</sup> um dann zu einer *ex negativo* Determinierung ihrer geschlechtlichen Einzigartigkeit zu kommen: »I identify as neither male nor female, and now that my lover is going through his gender change, it turns out I'm neither straight nor gay.«<sup>116</sup> Zu vergleichbaren selbstdefinitorischen Ergebnissen gelangt ein *female-to-male* Pendant zu Kate Bornstein, der Transgenderist, BDSM-Aktivist und Pastor der Metropolitan Community Church Justin Tanis.<sup>117</sup> Auch er lehnt »labels« ab, die zur endgültigen Festlegung von Individualsexualitäten eingesetzt werden, und bekräftigt seine Zurückweisung mit der provozierenden Überlegung: »I am who I am and will be who I will be. And it was

<sup>114</sup> Bornstein, Kate: *Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us*. New York 1995: 238

<sup>115</sup> Bornstein: *Gender Outlaw*, op. cit.: 3

<sup>116</sup> Bornstein: *Gender Outlaw*, op. cit.: 4

<sup>117</sup> Cf. vor allem: Tanis, Justin: *Transgendered. Theology, Ministry, and Communities of Faith*. Cleveland 2003. Besonders charakteristisch für den Standpunkt des Autors sind seine Ausführungen zu Jesus als »intersexed« im Kapitel über »Trans Christology« (S. 138-143).

good enough for the Divine to speak those words from a burning bush; they are certainly sufficient to express my identity.«<sup>118</sup>

<sup>118</sup> [Tanis, Justin]: *SCENEprofiles Interview with Justin Tanis [by Sensuous Sadie]*. In: <http://www.sensuousadie.com/interviews/justintanisinterview.htm>, Sadie Sez Publications, 2003 (Gelesen am 4. Juni 2006)

## FRIEDRICH AUGUST ADOLF LIEST IN WIEN »PSYCHOPATHIA SEXUALIS«, GEHT ZU KRAFFT-EBING UND ERZÄHLT IHM SEINEN FALL, FÄHRT DANN NACH BERLIN UND ERZÄHLT DORT DR. KIND VOM WISSENSCHAFTLICH-HUMANITÄREN KOMITEE DAS GLEICHE NOCH EINMAL

Der Prosaband *Ungewöhnliche Liebesgeschichten* (1906) und das Drama *In eigener Sache* (1904) verdienen die Aufmerksamkeit schwuler Geschichtsforschung, weil der pseudonyme Autor Friedrich August Adolf darin wohl erstmals in der deutschen Literatur das Thema Pädophilie, das sexuelle Verlangen nach kleinen Jungen, gestaltet und so die erste Stellungnahme des Wissenschaftlich-humanitären Komitees zur Pädophilie veranlasste. Numa Praetorius nahm die Besprechung der *Ungewöhnlichen Liebesgeschichten* zum Anlass, um Grundsätzliches zur Pädophilie zu erklären:

»Auch das Komitee vertritt die Ansicht, daß Kinder, seien es Mädchen oder Knaben, vor geschlechtlichen Handlungen seitens dritter, sei es Homo- oder Heterosexueller, geschützt werden müsse [...] Ich hielt es für nötig, diesen meinen Standpunkt und denjenigen des Komitees zu betonen, damit man mir nicht, insoweit ich das Buch von Adolf lobe und die Berechtigung einer Darstellung pädophiler Gefühle anerkenne, Beschönigung oder Billigung gleichgeschlechtlicher Handlungen mit Knaben vorwerfe. Die normal-soziale und sozialpolitische Verurteilung derartiger Gefühle und Handlungen hindert nicht die literarische Behandlung solcher Neigungen. Beides ist scharf zu trennen.« (Praetorius 1908: 601 f.)

Friedrich August Adolf war mindestens in den Jahren 1905 und 1906 WhK-Mitglied resp. »Fondszeichner« für den »Fonds zur Befreiung der Homosexuellen« (Herzer 1995a). Darüber hinaus ist nichts über sein Leben und sein Werk bekannt, weshalb die Entdeckung der beiden hier dokumentierten Texte, die gewissermaßen Adolfs »Krankengeschichte« in zwei Versionen erzählen, besondere Aufmerksamkeit verdient.

Der erste Text ist Teil eines Aufsatzes von Alfred Kind im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* und soll dort Kinds These illustrieren, wonach die damals üblichen psychiatrischen Rubrizierungen Richard von Krafft-Ebings der Formenvielfalt des Sexuellen nicht genügen können und viel zu grob für eine angemessene Beschreibung sind. (»Diese Rubriken gleichen nun mehrfach den Prokrustesbetten: man bekommt eine Psyche nicht lebend hinein.« Kind 1908: 43) Kind trat in dieser Zeit als der entschiedenste Kritiker Krafft-Ebings und seiner Schüler auf; und zwar kritisierte er Krafft-Ebing nicht, wie damals üblich, aus konservativ-christlicher Sicht, sondern von einer radikal liberalen Position aus. Krafft-Ebings Klassifikation der Sexualitäten sei lebensfremd und ihre quasi moralisierende Einsortierung als Krankheiten, sofern sie vom normalen Koitus abwichen, sei das Gegenteil von Sexualwissenschaft.

In einer Fußnote teilt Kind mit, dass er in der soeben erschienenen 13. Auflage von Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* den gleichen Fall beschrieben fand, den er selbst hier vorstellt: »Ein solches publizistisches Zusammentreffen konnte ich natürlich nicht ahnen; sonst hätte ich einen andern Fall an die Stelle dieses gesetzt.« (Kind 1908: 46). Beide Geschichten ergänzen sich insofern, als aus der von Kind veröffentlichten Version überhaupt erst hervorgeht, dass sein »Herr X.« unser Friedrich August Adolf sein muss, denn Kind schreibt: »Herr X. hat Novellen von dieser Färbung veröffentlicht« (Kind 1908: 52), womit eigentlich nur die *Ungewöhnlichen Liebesgeschichten* gemeint sein können, die ja alle eine pädophile, mehr oder weniger sadomasochistische Färbung aufweisen. Zudem spricht Herr X. in Kinds Version selbst von seiner »litterarischen Tätigkeit«, die neben der Lektüre der Zeitschrift *Der*

*Eigene* zu einem etwas weniger trostlosen Lebensgefühl beigetragen habe, als es während der Behandlung bei Krafft-Ebing der Fall gewesen sei (Kind 1908: 50).

Zwischen den beiden Selbstbeschreibungen F. A. Adolfs bei Kind und bei Krafft-Ebing liegt ein Zeitraum von mindestens fünf Jahren, denn Krafft-Ebing starb schon 1902 und der Herausgeber der 13. Auflage der *Psychopathia sexualis*, Alfred Fuchs, hat F. A. Adolfs Selbstbeschreibung aus Krafft-Ebings Nachlass in das Werk eingefügt. Alfred Kind begann seine sexologischen Studien erst um 1906, konnte also frühestens dann F. A. Adolfs Fall gekannt haben.

#### **Alfred Kind 1908, Seite 46-56:**

Fall 1. Herr X., Akademiker, in den Zwanzigern, stammt von gesunden Eltern; von erblicher Belastung oder Triebabweichungen in der Verwandtschaft läßt sich nichts nachweisen. Körperliche Entwicklung verlief normal mit nur unbedeutenden Kinderkrankheiten. Wurde bei der militärischen Untersuchung wegen allgemeiner Körperschwäche für dienstuntauglich erklärt. Habitus entschieden männlich, Hüften schmal, Konturen eckig und mager, Arme und Schenkel mehr abgeflacht als gerundet, Muskeln schwach entwickelt. Es besteht Abneigung gegen Turnen und Sport, Unkenntnis des Tanzens. Schritte fest, rasch, elastisch; Rumpfhaltung ruhig, etwas geneigt. Haut zart, glatt, Neigung zu Akne. Brustdrüse männlich. Körperbehaarung schwach, Bartwuchs erst mit 19 Jahren, Kopfhaar voll. Schmerzempfindlichkeit leicht unterdrückbar. Adamsapfel tritt wenig hervor. Stimme hoch und etwas leise. Nach großen Aufregungen Schlaflosigkeit, Zittern, Mattigkeit, einseitiger Kopfschmerz. Freigeist, gefällig, etwas eitel. Im Verkehr zurückhaltend, ordentlich, anständig; von Stimmungen abhängig, »braucht Sonne«, doch ziemlich zielbewußt und willenskräftig. Raucht nicht, trinkt und verträgt Bier (bis 3 Schoppen). Gedächtnis mangelhaft, Phantasie sehr stark; hat Novellen und Stücke geschrieben, nicht ohne Geschick. Keinerlei Interesse für Frauenkostüm vorhanden.

Geschlechtliche Neigungen traten im Alter von 13 Jahren zuerst auf, immer gleichbleibend zum eigenen Geschlecht. Hat nie einen Akt mit anderen Personen ausgeübt. Gesellschaftlicher Verkehr mit Damen ist ohne jeden Widerwillen und unbefangen. Hat ehrlich aber erfolglos gegen seine Natur angekämpft, fühlt sich unglücklich, denkt aber nicht an Selbstmord. Hält sich vorsichtshalber von Homosexuellen fern.

Aus seinen Kinderjahren stammt folgende Angabe (textlich redigiert): »Ich spielte einmal gegen meine Gewohnheit mit einem älteren Knaben Pflanze und Indianer und wurde dabei gefangen genommen und gemartert, d. h. der

#### **Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:**

Beobachtung 89. Herr X.: »Die erste Äußerung meines Sexualtriebes fällt in mein 13. Lebensjahr. Ich war wegen Faulheit bedroht worden – wenn auch nicht ernsthaft – dass ich Lehrling werden müsse. Eines Tages fing ich an, mir mit reger Phantasie die Stellung eines Maurerlehrlings auszumalen, stellte mir vor, wie ich in leichter Arbeiterkleidung, vor Anstrengung schwitzend, beschäftigt wäre, wie mich die vorgesetzten älteren Jungen mit Arbeit überbürdeten, mich höhnten und mich körperlich züchtigten. Diese Vorstellung hatte mir eine eigentümliche, heute als wollüstig erkannte Empfindung erzeugt. Ich hatte die Züchtigungen durch Druck auf die erogenen Zonen beim Anus veranschaulicht und es war so zum ersten Samenerguss gekommen. Mir war diese Erscheinung ganz unbegreiflich gewesen; bis dahin hatte ich den Penis nur als Weg zur Absonderung des Harnes betrachtet, hatte von der Fortpflanzung des Menschen nur dunkle oder besser gar keine Vorstellung und wusste nicht, was ich von der plötzlich hervorströmenden Flüssigkeit halten sollte. Ich nannte sie »Bubenmilch« und sah in ihrer Absonderung kein Vergehen, sondern einen merkwürdigen Vorfall, den ich näher zu ergründen mir vornahm. Ich beschreibe das so ausführlich, um darzutun, dass sich meine Onanie ganz instinktiv und ohne jede Verführung als auch ohne irgendwelchen sträflichen Willen entwickelte. In den folgenden Tagen fand ich bald heraus, dass sich der Samenerguss leichter durch manuelle Behandlung des Penis herbeiführen lasse, und da mir das dabei auftretende Wollustgefühl Behagen verursachte und ich in dem Akte nichts anderes sah, als die Befriedigung eines von der Natur (etwa wie der Geruchssinn) verliehenen Genusses, wurde mir die Onanie bald zur Gewohnheit.

Entsprechend dem ersten Anlasse waren die Phantasien, welche sie begleiteten, immer perverser Art. Ich muss die Anomalie nach der Lektüre Ihres Buches als ein durch Homosexualität kompliziertes Gemisch von Sadismus und Masochismus unter fetischistischen Begleiterscheinungen bezeichnen und kann als Entstehungsursache einzig und allein das Regnen des Geschlechtstriebes vor erfolgter Aufklärung angeben. Als ich endlich im Alter von mehr als 17 Jahren in einem Konversationslexikon die Naturgeschichte des Menschen vernünftig erörtert fand, war es schon zu spät, da war mein Geschlechtstrieb durch die vielen onanistischen Akte bereits

**Alfred Kind 1908, Seite 46-56:**

ältere Knabe hieß mich auf einen Divan legen, setzte sich rittlings auf mich, sodaß seine mit Kniehosen bekleideten warmen Schenkel meinen Hals umklammerten, riß mich an den Haaren und Ohren, gab mir Mauschellen, zwickte und puffte mich usw. Ich empfand damals das Entehrende dieser Mißhandlungen und namentlich meiner Stellung deutlich, setzte mich aber doch nicht zur Wehr infolge eines unklaren Lustgefühls.

Das ist alles Sexuelle, was sich vor meinem 13. Lebensjahre nachweisen läßt. Geprügelt wurde ich sonst nie, wenn ich von einigen Ohrfeigen und Raufereien mit Kameraden absehe, habe auch nie irgend einer Szene beigewohnt, in der jemand in auffallender oder gar grausamer Weise geprügelt worden wäre. Mein Umgang war durchaus anständig; Verführungen war ich nicht zugänglich, weil ich nie neugierig gewesen bin und bei etwaigen Andeutungen über sexuelle Fragen aus Eitelkeit immer so tat, als sei mir »nichts Menschliches fremd«. Von Kind auf hatte ich nämlich eine ungeheure Scheu vor Blamage und fragte deshalb weit weniger, als kleine Jungens sonst zu fragen pflegen. So kam es, daß mein Vater mich leider für aufgeklärt hielt und das richtige Thema mit mir zu besprechen verabsäumte. Im Alter von 13 Jahren war ich ohne Ahnung von den geschlechtlichen Vorgängen und hatte nur äußerst unklare und falsche Vorstellungen von der Menschwerdung.

Um diese Zeit fiel ich im Gymnasium durch, und die Eltern drohten mir aus pädagogischen Gründen, sie würden mich, falls ich mich nicht bessern sollte, in eine Lehre stecken. Meiner Gewohnheit gemäß malte ich mir diese Eventualität sofort in bunten Farben aus, und, während ich scheinbar im Lehrbuch studierte, stellte ich mir vor, ich sei ein Maurerlehrling. In dieser Phantasie trug ich bloß ein Leibchen und kurze Leinenhosen, schwitzte aber trotzdem bei der Arbeit und wurde von allen Vorgesetzten, unter denen ich mir ein wenig ältere Knaben vorstellte, oft und derb beschimpft und gezüchtigt. Diese Idee erregte in mir ein damals neues und unerklärliches, heute als wollüstig erkanntes Gefühl. Einige recht kräftige Hiebe machte ich mir selber dadurch anschaulicher, daß ich mich mehrmals mit geballter Faust in die Gegend des anus boxte. In dem Augenblick trat Ejakulation ein. Ich stand der neuen Erscheinung zunächst vollkommen ratlos gegenüber und erschrak, weil ich dachte, ich hätte mich verletzt und blutete. Als ich aber nachsah und einen liquor albus

**Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:**

korrumpiert.

Ich will nun versuchen, ein Bild von den Phantasien zu geben, welche mich zur Onanie zu treiben pfligten.

Gegenstand dieser Phantasien waren stets Knaben im Alter von 10-16 Jahren, dem Alter der erwachenden Intelligenz und knospenden körperlichen Schönheit, jedoch nur so lange, als sie kurze Hosen trugen. Diese Kniehosen waren unerlässlich. Jeder Knabe meiner Bekanntschaft, dessen Anblick mich während des Kniehosenzeitalters erregt hatte, liess mich von der Zeit der ersten Pantalonhosen an vollständig kalt. Wenn ich auch nie eine äusserlich merkbare Aufregung zur Schau trug, so lief ich doch tatsächlich auf der Strasse jeder Kniehose nach, gerade so wie andere jeder Schürze nachlaufen. Dieser Trieb war ganz universell. Ich selbst gefiel mir gerade so wie meine Kollegen, barfüssige Bettelbuben in fadenscheinigen Lumpen ebenso wie Prinzen. Hatte ich einen Tag niemanden gesehen, der ein geeignetes Objekt meiner Phantasie abgeben konnte, so ersann ich mir allerhand Idealgestalten und als ich älter wurde, sah ich dann mich selbst in allen möglichen und unmöglichen Situationen, in das kritische Alter zurückversetzt und in meinem Trieb entsprechenden Trachten.

Ausser den Kniehosen, welche so kurz sein sollten, dass die schönen Formen des Beines vom Knie abwärts vollständig sichtbar waren, verlangte ich überhaupt leichte kindliche Kleidung. Ruderleibchen, Matrosenblusen, lange schwarze Strümpfe oder auch kurze weisse Strümpfe, welche Knie und Waden bloss lassen, spielten in meiner Phantasie eine grosse Rolle. Was die Stoffe zu den Anzügen anlangt, so liebte ich besonders leichte Waschstoffe und zwar entweder in gänzlich neuem, reinem Zustand oder in arg beschmutzten, zerknitterten und bis zur Entblösung von Schenkelteilen zerrissenem. Doch waren mir auch Hosen aus Loden oder blauem Tuch und enganliegende Lederhosen recht sympathisch. Annoncen von Knabenkleiderhändlern regten mich ausserordentlich auf und zwar um so mehr, je billiger die angesetzten Preise waren. Wenn es z. B. hiess: »Vollständige Anzüge für Knaben von 10-14 Jahren von 3 Frcs. aufwärts«, so war das für mich stets ein Anlass zum Entzücken. Ich stellte mir dann vor, wie ich als lang aufgeschossener Junge von 14 Jahren um dieses Schandgeld eine überall zu kurze, für 8 Jahre berechnete Hülle angemessen erhielt. Was den Körper meiner Objekte anlangte, so verlangte ich kurz geschorenes, womöglich blondes Haar, ein freches, frisches Gesicht mit blitzenden, intelligenten Augen, eine wohlproportionierte, schlanke Gestalt. Die Beine, auf die ich das meiste Gewicht legte, mussten sehr graziös sein; schmale Knie, stramme Waden und elegante Fesseln waren unbedingt erforderlich. Oft ertappte ich mich dabei, wie ich solche »ideale« Körperformen oder Kleidungsstücke aufzeichnete. An die Genitalien dachte ich dabei niemals; die Definition der Päderastie erfuhr ich erst aus Ihrem Buche.

**Alfred Kind 1908, Seite 46-56:**

entdeckte, zudem keinerlei Schmerzen vielmehr Wohlgefühl verspürte, benannte ich erfinderisch die Flüssigkeit ›lac puerorum‹ und nahm mir vor, dem merkwürdigen Zufall näher nachzuspüren. So entwickelte sich mein Hang zur Masturbation durchaus instinktiv, ohne Verführung, ohne Ahnung vom Wesen der Sache und ohne jede Spur unmoralischer Absicht. Als ich in den nächsten Tagen meiner Selbstuntersuchung darauf kam, daß sich die Ejakulation am bequemsten manuum tractatione erzielen lasse und daß mir diese vermeintlich gänzlich harmlose Spielerei immer mehr Befriedigung gewährte, da wurde mir die Masturbation rasch zur Gewohnheit.

Zwei Jahre lang oder länger trieb ich das so als ›reiner Tor‹. Erst zu dieser mir heute unbegreiflich spät erscheinenden Zeit (im Alter zwischen 15 und 16 Jahren) holte ich mir aus einem Konversations-Lexikon Rat und versuchte entsetzt einzuhalten. Doch trotz ehrlicher und angestrebter Bemühung ließ sich der Trieb nicht mehr bändigen. Volle Aufklärung über das ›Krankhafte‹ meines Zustandes brachte mir erst Krafft-Ebings Psychopathia sexualis, als ich 22 Jahre alt war. *[Anmerkung von Alfred Kind: Auch dies ist für unsere Zeitgenossen typisch; gleichfalls daß die Lektüre von Krafft-Ebing deprimierend wirkt, wie die der verrufenen Onanie-Bücher. Zwar tadelt Moll (Libido sexualis p. 556) solche Leser als oberflächlich, die aus dem zum Zweck abschreckender Gelahrtheit gewählten Titel ohne weiteres auf eine besondere Geisteskrankheit schließen. Doch kann man es dem Laien nicht verübeln, wenn er zum Kopfhänger wird über der Erkenntnis, daß er jedenfalls ein »Degenerierter« und geistig »Krankhafter« sei. Krafft-Ebing kennt sogar eine »pathologische« Liebe von Ehefrauen zu anderen Männern, die darin besteht, daß die Frau so »schamlos« ist, ihr »schreckliches Geheimnis« vor dem Mann nicht zu »verbergen«. Wenig erbaulich ist es andererseits, wenn Krafft-Ebing z.B. von einem Perversen »vermutet, daß er doch endlich den Mut gefunden habe, seinem traurigen Dasein ein Ende zu machen«.]*

Bis zum heutigen Tag nun sind die meine Masturbation begleitenden Phantasien wesentlich einer Art gewesen, wenn auch in den mannigfachsten Varianten. Die Diagnose, die ich mir selber stellte und die mir auch von Krafft-Ebing persönlich bestätigt wurde, lautete: ein durch Homosexualität kompliziertes Gemisch von Sadismus und Masochismus unter fetischisti-

**Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:**

Nie kam mir die Idee zu einem auch nur ähnlichen Akt. Vollständig nackte Gestalten wirkten fast gar nicht, d. h. nur ästhetisch aber nie sexuell auf meine Phantasie ein.

So habe ich denn die Objekte meiner Phantasie beschrieben und es erübrigt mir nun zu berichten, was mein erregter Geist mit diesen armen Objekten anfang:

Da komme ich nun zum eigentlichen Kern meiner Anomalie, dem bereits angedeuteten Gemisch von Sadismus und Masochismus. Ich kann nicht glauben, dass Sadismus und Masochismus Gegensätze sind. Masochismus ist nur ein spezieller Fall des Sadismus, gerade so wie Altruismus ein spezieller Fall des Egoismus ist, welches Paradoxon ich zum Schluss noch erörtern werde. – Die grausamen Akte, die meine Phantasie ersann, erstreckten sich auf meine Person genau so wie auf jede andere der überhaupt geschlechtlich erregenden Art, ja es kam vor, dass ich mich mit jemand anderem quälen fühlte, so dass ich meine eigenen gedachten Schmerzen genoss und gleichzeitig einen zweiten Buben sich unter Hieben winden sah. Wie oft erblickte ich mich und einen Kollegen gemeinsam zwischen den Beinen eines unerbittlichen Vorgesetzten, der mit einer Peitsche breite blutige Striemen über alle vier Waden zog! Ich fühlte in solchen Momenten sowohl die Wonne der eigenen Erniedrigung als auch das frohe Bewusstsein, dass ein Nebenmensch erniedrigt wird, also Masochismus und Sadismus in derselben Sekunde. Gegensätze liessen sich denn doch nicht in eine so kurze Zeit friedlich zusammentun. – Ich bin übrigens geneigt, die innige Mischung meinem auch ausserhalb der Vita sexualis streng objektiven Charakter zuzuschreiben. Ich vermag mich stets sowohl vollständig in die Lage und Gefühle eines andern hineinzudenken, als auch mich selbst vom Standpunkt eines Unparteiischen genau und schonungslos zu beurteilen.

Was die Art meiner sadistisch-masochistischen Gedanken anlangt, so beruhen diese, wie schon oben geschildert wurde, im wesentlichen darauf, dass ein Knabe meiner Spezies, eventuell ich selbst im kritischen Alter, auf derbe Weise körperlich gezüchtigt wurde. Ohrfeigen, Kopfstücke, Haar- und Ohrbeutel, Hiebe mit Stöcken, Peitschen, Riemen etc., Fusstritte und andere Tätlichkeiten wechselten da ab. Die Peitschenhiebe machten am meisten Eindruck, wenn sie in die empfindlichen Kniekehlen hinein oder über die entblößten Waden erteilt wurden, und auch Schläge um die Ohren liebte ich, Stockhiebe wurden blind über alle Körperteile fallen gelassen. Fusstritte seitens Barfüßiger schienen mir entehrender und daher angenehmer als solche von Stiefelträgern. Das Schleifen an den Ohren unter gleichzeitiger Abohrfeigung oder Durchpeitschung war mir besonders angenehm. – Gern sah ich es, wenn das Opfer die Züchtigung als Strafe für irgend ein Vergehen selbst erbat und sich nach Erhalt der Prügel demütig

**Alfred Kind 1908, Seite 46-56:**

schen Begleiterscheinungen. Infolge der vollen Klarheit über meinen Zustand, infolge meiner litterarischen Tätigkeit, der Lektüre des ›Eigenen‹ und vieler anderer Ursachen traten seither kleine Verschiebungen oder ›Besserungen‹ ein, und ich sage heut etwas weniger trostlos: Homosexualität in zwei parallelen Erscheinungen.

Erste Form: durch reine Freude an der körperlichen Schönheit, Geistesfrische und Unschuld kleiner Knaben im Alter von etwa 8 bis 16 Jahren; fetischistische Begleiterscheinungen auch bei dieser Form; äußert sich in ehrlicher Freundschaft zu verschiedenen Jungens, bei größerer Intimität und Zustimmung der Eltern in sanften Liebkosungen, wie Streicheln der Haare und Wangen, Anschmiegen, Umarmung; ärgster Exzeß ist ein gelegentlicher Kuß.

Zweite Form: Der alte Hang zur Masturbation bei unveränderter Art der begleitenden Phantasien. Da ist nun zunächst zu sagen, daß in meinen Darstellungen niemals die Geschlechtsorgane oder ein geschlechtlicher Akt irgend eine Rolle spielen. Paedicatio ist mir ebenso unmöglich wie coitus cum muliere. Ebenso wenig kann ich einen Knaben re vera tötlich mißhandeln, obwohl der Sadismus in meinen Phantasien die größten Orgien vollführt.

Charakteristisch für meine Vorstellungen sind Knaben in Kniehosen. Ihr Alter schwankt. Die jüngsten stehen im Beginn der gesetzlichen Schulpflicht; unter 6 Jahren hat noch nie einer Eindruck auf mich gemacht; die maximale Altersgrenze ist ungefähr die Pubertät. Auch Jungens von 16-17 Jahren könnte ich lieben, wofern sie kurze Hosen tragen; doch verlieren schon vierzehnjährige für mich oft an Interesse, wenn sie den unschuldigen Blick nicht mehr haben. Sollten ausgesprochene Lieblinge plötzlich in langen Hosen auftreten, so wäre der Reiz vorbei, und ich müßte sie erst gewaltsam in das andere Kostüm umdenken. Das ›gefährlichste‹ Alter sind für mich jedenfalls die Jahre zwischen 11 und 14.

Aus dem Schatz meiner Erinnerungen kann ich jederzeit anreizende Gestalten herausgreifen, doch knüpfen sich die Phantasieen häufig an Gespräche, Lektüre, Statuen usw. Auf der Straße laufe ich unauffällig Kniehosen nach, suche in den Schaufenstern nach befriedigenden Bildern, bummle zur Zeit des Schulschlusses gern an Knabenschulen, zu andern Zeiten an Spielplätzen vorüber, zeichne auch gerne Kleidungsstücke oder Beine.

**Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:**

bedankte. Auch ergötzte ich mich damit, die ideellen Opfer auf Kommando die Handflächen oder -rücken behufs empfindlicher Misshandlung mit dem Stock vorstrecken zu lassen.

Ich muss hinzufügen, dass ich, abgesehen von einzelnen Ohrfeigen, in Raufereien mit Kameraden, in meinem ganzen Leben nie gezüchtigt worden bin und nie irgend jemanden in auch nur annähernd so grausamer Weise schlagen gesehen habe, wie es meine Phantasie ersann.

Die Person des Züchters war sehr verschieden, meist männlich, selten weiblich (der einzige Fall eines heterosexuellen Moments). Stets ersann ich einen Rechtsgrund zu der Züchtigung. Alle meine Peiniger hatten entweder durch Vollmacht der gesetzlichen Aufseher oder durch Vertrag mit den Gezüchtigten selbst eine scheinrechtliche Basis für ihr Tun.

Besonders raffiniert gestaltet sich die Sache, wenn nicht nur der Gezüchtigte, sondern auch der Züchtiger ein Knabe meiner Spezies war. Ich machte diesen Fall entweder dadurch plausibel, dass ich einen armen Jungen in den Dienst einer reichen Familie stellte, der ein gleichaltriger oder jüngerer Knabe angehörte, oder durch ›Reformschulordnungen‹. Da hatte jede Klasse eine eigene Tracht, die ich in vielen Paragraphen genau bestimmte, und die Angehörigen der höheren Klassen besaßen ähnlich wie in England Befehls- und Züchtigungsrecht gegenüber denen der niedern, die Vorzugsschüler standen über den normalen, diese über den durchgefallenen u.s.f. Eine ganz hervorragende Stellung hatten die Vorturner, welche selbst Vorzugsschüler ohrfeigen und peitschen durften, wenn sie träg oder ungeschickt turnten. Wenn ein jüngerer Knabe, z. B. ein 12jähriger, einen älteren (z. B. 15jährigen) quälte, war das der allerhöchste Genuss, ob ich mich nun in aktiver, passiver oder neutraler Rolle dachte.

Der Gedanke an die tierische Wärme meiner Lieblinge hatte dabei etwas Berauschendes. Das Gefühl des ›zwischen die Beine genommen Werdens‹ war ausserordentlich wollüstig, ja jede Schweissvorstellung war mir angenehm, der Geruch schmutziger Füße sehr sympathisch.

Wenn der Züchtigungsakt in meinem Geist vorüberging, ohne dass es zur Onanie kam, in welchem Fall stets momentane Ernüchterung eintrat, – da wurde ich oft von heftigem Mitleid zu dem Gezüchtigten erfasst, ich hätte dann den armen, geprügelten, schamroten und schluchzenden Jungen ums Leben gern an mich gepresst und ihn um Verzeihung gebeten, weil ich ihm gar so weh getan. Analog dem in Ihrem Buche geschilderten ›Pagismus‹ hegte ich manchmal den vollständig reinen Wunsch, einen armen Waisenknaben adoptieren zu dürfen, ihm Mittel zur Erlangung von Bildung zu verschaffen, ihn zu einem Menschen zu erziehen, der mir im Alter ein treuer Freund sein müsste. – Ueberhaupt packt mich oft Erziehungssucht gegenüber Mittelschülern. Ich kenne die Fehler der heutigen Pädagogik aus eigener Erfahrung,

### Alfred Kind 1908, Seite 46-56:

Meine ästhetischen Ansprüche sind unschwer zu befriedigen. Mir gefallen ungefähr drei Viertel aller 10 bis 14jährigen, und etwa die Hälfte aller 6-9 und 15-16jährigen Knaben. Die Haare seh ich gern blond und kurz geschoren, das Gesicht frisch und etwas keck, den Blick intelligent und vor allem unschuldig. Hauptsache sind graziöse, dem Körper harmonisch angegliederte Beine, schmale, feste Kniee, stramme, nicht zu fette Waden, elegante Fesseln, kleine Füße. Die absolut notwendigen Kniehosen müssen alle Konturen hervortreten lassen, auch die Kniekehle. Schwarze Strümpfe mag ich leiden, ebenso nackte Waden bei vornehmen Kindern. Im letzten Fall reizt der Knabe mich umsomehr, je älter er und je niedriger die Temperatur ist. Die Hose ist am schönsten aus Waschstoff, und zwar entweder gänzlich neu und rein oder sehr faden-scheinig, zerrissen und schmutzig. Sehr sympathisch ist mir die Bewegung, mit der die Jungens eine Unordnung in der Kniegegend zu beheben pflegen. Annoncen aus der Konfektion, worin Anzüge für größere Knaben um einen Spottpreis angeboten werden, regen mich auf. Nackte Knaben, Aktstudien usw. betrachte ich bloß mit künstlerischem Interesse, ja der Anblick der Genitalien ärgert mich.

In meinen Phantasien nun wird immer gedemütigt und mißhandelt. Ein Junge wird von Erwachsenen, Gleichaltrigen oder, am besten, von jüngeren geschlagen; oder er schlägt mich und andere. Ich selber bin bald kleiner Junge, aktiv, neutral oder passiv, bald in jetzigem Alter in allen erdenklichen Situationen, bald als Zukunftsbild, oder unter andern Rassen, in andern Perioden der Weltgeschichte usw. Masochismus und Sadismus laufen merkwürdig ineinander.

So stellte ich mir z. B. vor, ich sei ein 13jähriger Knabe und werde gleichzeitig mit einem Altersgenossen zusammen derart durchgepeitscht, daß jeder Hieb alle vier Waden auf einmal treffe. Bei allen diesen Vorstellungen bleibe ich stets im Rahmen des Möglichen. Ich halte mich daran, daß z. B. Eltern, Vorgesetzte, besonders auch Hauslehrer an Kindern, Untergebenen oder Dienstboten ein übertragenes oder angemaßtes Züchtigungsrecht gebrauchen. Ich konstruiere mir Reform-Schulordnungen, die die Strafen für alle Vergehen genau formulieren; z. B. haben Vorzugsschüler oder Vorturner ein Züchtigungsrecht über die andern. Daß ich, der Erwachsene, von Knaben mißhandelt werde, mache ich mir so plausibel, daß ich als notleidender Hauslehrer in eine Protzenfamilie mit ungezogenen, launi-

### Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:

sehe geistig frische, körperlich gesunde Knaben unschuldig in ihr Verderben rennen, ohne bereits voraus, wie sie in wenigen Jahren gleich mir greisenhaft, zynisch, degeneriert, ohne Kraft und Idealismus durchs Leben wanken werden, – da möchte ich eingreifen, möchte mich den jungen Wesen widmen, nicht um sie gemein auszunützen – nichts liegt mir in solchen Augenblicken ferner – sondern um als wohlmeinender, aufrichtiger Warner aufzutreten. – Ich werde davon noch sprechen.

Abgesehen von diesen Wünschen, welche zwar vollständig anständig sind, aber doch auch mit meiner Perversion zusammenhängen, kam mir oft der mit ihnen innig verbundene, schmutzig-sexuelle Gedanke, Hauslehrer und Diener bei einem Knaben meiner Spezies zu sein. – Irgend eine reiche Familie nimmt mich, einen armen Studenten, aus Gnade in ihr Haus. Meine Aufgabe ist es, mit dem Sohne der Familie, einem faulen, frechen Schlingel, zu lernen und ihn den ganzen Tag über zu beschäftigen. Ich muss ihm beim An- und Auskleiden helfen, muss ihm überhaupt alle gewünschten Dienste erweisen, habe ihm »unbedingt zu parieren«, wie der terminus technicus lautete, auch dann, wenn er aus reiner Bosheit läppische oder entehrende Befehle zur Ausführung bestimmt. »Bei Frechheit oder Trägheit gibt es Hiebe«.

Hier wie auch bei allen ähnlichen Phantasien lag immer ein hoher Reiz in der Wahl der gebrauchten Worte. Der Untergebene hatte den Vorgesetzten als »jungen Herrn« anzureden (das eventuell mit dem Durchwischen betraute Dienstmädchen als »gnädiges Fräulein«). Der Vorgesetzte, auch wenn er jünger war als der Sklave, duzte diesen, nannte ihn »Lausbub«, »Mistbub«, »Rang«, »Fratz«, oft »dressierte er ihn auf Pfiff« und liess ihn bei jeder Ansprache und Ohrfeige »habt acht stehen« oder »stramm knieen«. (Das strafweise Stehen und Knieen, welches letzteres oft durch Eisenroste verschärft wurde, hätte ich schon vorhin bei den Züchtigungen erwähnen sollen.) – Die oben durch Gänsefüßchen hervorgehobenen Ausdrücke, dann die Wörter »Prügel«, »Ohrfeige« etc., ja selbst ganz harmlose Bezeichnungen wie »Junge«, »Bub«, »kleiner Kerl«, »Knie« etc. erregten mich, so oft ich sie in irgend einem Zusammenhang las. Sofort tauchten mit dem betreffenden Wort wollüstige Phantasien auf.

Auch von Koprolagnie war ich nicht verschont. Oft sah ich mich in Gewalt eines barfüßigen Bauernburschen, dem ich während seiner Siesta die schmutzigen Beine abschlecken musste. War ihm der Dienst nicht mehr genehm, bekam ich einen festen Abschiedstritt ins Gesicht. – Auch das Anspucken fand ich angenehm, ja ich verstieg mich bis zu den ärgsten Ideen auf diesem Gebiet, sah meinen Mund als Spucknapf und selbst als Abort benützt werden. Auch wurde mir manchmal befohlen, ausgespuckten Speichel vom Boden aufzuschlecken, für welche Ehre ich mich bei dem spuckenden Herren bedanken musste, was ich gewöhnlich mit dem Flehen nach weiteren

### Alfred Kind 1908, Seite 46-56:

schen Sprößlingen komme, oder als Lakai zu einer kaiserlichen Hoheit. Auch stelle ich mir mitunter vor, daß ich auf einer Promenade einen Gassenjungen finde, der mich versteht und für Geld prügelt. Dabei ist zu bemerken, daß ich im gewöhnlichen Leben sehr stolz bin und Demütigungen von keiner Seite hinnehme.

Sehr selten treten weibliche Personen in meinen Phantasien auf; es sind dann entweder Dienstmädchen, die ›junge Herrn‹ züchtigen, oder Schwestern, die gleichzeitig mit ihren Brüdern strenger Behandlung unterzogen werden. Diese weiblichen Personen sind mir immer Beiwerk und nie wesentliches excitamentum voluptatis.

Die Art und Weise der Demütigung ist äußerst mannigfach. Schwächste Form ist die unbedingte Unterwerfung unter den fremden Willen, das ›Pariieren auf den Pfiff‹. Die Opfer werden Lausbuben, Fratzen, Rangen genannt, müssen die Vorgesetzten sehr respektieren, dieselben z. B., auch wenn's bloß barfüßige Jungens sind, als ›junge Herren‹ titulieren usw. Nächste Stufe ist das Strammstehen beim Verhör oder im Winkel stehen. Dann folgt stundenlanges Strafknieen, eventuell auf Steinpflaster, Eisenrosten usw. Weitere Formen sind Gefesseltwerden, Schlafen auf harter Erde, schlechte Abfälle als Essen, oder Nahrungsentziehung. Unter den eigentlichen Züchtigungen spielen Ohrfeigen eine gewaltige Rolle, dann Kopfstücke, Ohrenzerren, Hiebe mit Stöcken, Gerten, Peitschen, Stricken, Riemen (mit Ruten fast nie), Faustschläge, Fußtritte usw. Alle Arten von Peitschen kommen vor, als kurze dicke Hundepeitschen, lange dünne Pferdepeitschen, sogar Stachelpeitschen. Die Hiebe erfolgen meist auf die Waden (aufs Gesäß selten), in die Kniekehlen, um die Ohren oder dem strammstehenden Deliquenten direkt ins Gesicht. Um die Züchtigung wird gebeten, nachher für bedankt mit Handkuß.

Ein beliebtes Bild ist: ein auf dem Fußboden liegender, heulender Knabe wird an den Ohren im Kreis herumgeschleift und dabei mit Peitschenhieben und Fußtritten traktiert. Oder: ein barfüßiger, bloß mit Hose und Leibchen bekleideter Junge (meist bin ich das) ist vor einen Handwagen gespannt; der Wagen bleibt im Straßenkot stecken; vergeblich strengt sich der Ziehende an, so daß er wiederholt in die Knie fällt, ihm die Hosenknöpfe abspringen; der Karren läßt sich nicht weiterbringen; sein Vorgesetzter, ein zweiter Junge, sitzt auf dem Wagen und haut wütend mit der Peitsche drein.

Auch Koprologie ist mir nicht fremd. Oft schon

### Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:

Demütigungen verband. All diese koprologistischen Erscheinungen traten natürlich auch wieder in sadistischer Form auf, jedoch bemerke ich, dass mir im normalen Zustand das Spucken so zuwider ist, dass ich mich selbst bei Katarrhen nicht dazu entschliessen kann.

Die Sklaven meiner Phantasie bekommen oft ein ekelhaftes Essen, Abfälle mit Kartoffelschalen, abgenagte Knochen etc., und mussten auf blosser Erde schlafen.

Speziell muss ich da auf meinen Hang für barfüßige Jungen aufmerksam machen. So als Arbeiterbub, der nur mit einer fadenscheinigen, eventuell zerrissenen Hose und einem ebensolchen Ruderleibchen bekleidet ist, z. B. unter festen Hieben einen schweren Karren durch einen Morast zu ziehen und dabei oft zu Boden zu fallen, – das war oft mein Idol, gehörte zu den stärksten Effekten meiner schmutzigen Phantasie. Hier kam ich auch manchmal über das gewöhnliche Mass meiner Perversion hinaus. Ich stellte mir einmal vor, dass beim Anziehen des menschlichen Zugtiers die Hosenknöpfe rissen und so die Schamteile bloss lagen, der einzige Fall, wo diese eine Rolle spielten. – Zwei andere Male verstieg ich mich sogar zu tätlicher Misshandlung meiner Person. Nur diese beiden Male verliess ich den ideellen Rahmen. – Ich entkleidete mich das eine Mal bis aufs Hemd und die Unterhosen, wobei ich letztere so zusammenrollte, dass sie als Kniehose gelten konnte, lief dann eine Weile barfuss im Zimmer herum, kniete mich vor einem Spiegel nieder und spritzte mir schliesslich meinen eigenen Urin ins Gesicht (!), wobei ich mir vorstellte, es geschehe das durch einen kleinen Jungen, der nach seinem Sieg in einer Rauferei auf mir kniee und mich vor Zeugen auf so drastische Art seine Oberhoheit und meine Botmässigkeit spüren lasse. – Der zweite und letzte Fall des Heraustretens aus dem Bereich der Phantasie ereignete sich im Vorjahr. Da entkleidete ich mich auf gleiche Art und schlug mir dann fiebernd und atemlos mit einem Spazierstock so heftig über die blossen Waden, dass noch nach acht Tagen Striemen und blaue Flecken sichtbar waren. Ich stellte mir auch dabei wieder vor, ich werde von einem meinen Zugdienst überwachenden Jungen ›wegen Trägheit‹ geprügelt. Entgegen den meisten Beobachtungen auf masochistischem Gebiet fühlte ich bei dieser Ausführung meiner Phantasie nur wenig Schmerz und durchaus keine Enttäuschung, sondern im Gegenteil verstärkte Wollust. Ich hörte mit dem Schlagen erst auf, als ich vor Erschöpfung nicht mehr konnte. – Allerdings war ich an diesem Tag besonders aufgereggt: Es gab eine enorme Hitze (25° R. im Schatten) und ich war ungeheuer nervös, da ich am Vorabend vor einer schweren Prüfung stand, zu der ich mich nicht gründlich genug vorbereitet glaubte. – Interessant ist, dass ich trotz der durch den Exzess hervorgerufenen Erschlaffung, welche jede geistige Arbeit während der Nacht verhinderte, die Prüfung doch recht gut bestand. – Es ist das ein bezeichnendes Kulturbild: Uebermenschliche Energie neben

**Alfred Kind 1908, Seite 46-56:**

sah ich mich schmutzige Straßenjüngens rein-schlecken, namentlich ihre Füße, die dabei nicht faul im Treten waren. Oder ich kriegte ihr Sputum ins Gesicht oder mußte es vom Boden auflecken, was mich im gewöhnlichen Leben ungemein ekelt. Das ärgste war, daß sie ore meo quasi matella utebantur.

An Tagen ungewöhnlicher Erregtheit, bei großer Hitze, bevorstehenden Prüfungen usw., kam ich über den Rahmen der bloßen Phantasie hinaus, entkleidete mich bis auf Hemd und Unterhose, krepelte letztere auf, bis sie mir als Kniehose gelten konnte und lief nun so im Zimmer umher. Einigemal kniete ich fast eine Stunde lang im Winkel und hieb mich mit Stock und Riemen so über die Waden, daß eine Woche lang Striemen blieben. Einmal lotium proprium supra faciem meam sparsi, wobei ich mir dachte, daß ein kleiner Junge nach seinem Sieg in einer Rauferei mich auf so drastische Art seine Oberhoheit empfinden lasse. Nach solchen Exzessen bin ich sehr abgespannt, doch habe ich einmal am nächsten Tag eine sehr schwierige Prüfung gut bestanden. Andere seelische Erschütterungen, wie bei einem Todesfall, wirken einige Tage hemmend auf die erotischen Vorstellungen. Weniger kraß verläuft die Phantasie vom Hauslehrer im Protzenhaus. Da muß ich den jungen Herrn an- und auskleiden und ihm schließlich matellam praebere, darf auch nicht mucksen, wenn etwas daneben auf meine Hand geht.

Über meine Ethik ist nachzuholen: Ich hasse jede Gemeinheit und lüge sehr ungern, niemals um zu schaden. Schon als Kind log ich eher, um den Eltern eine Freude zu machen oder ihnen Leid zu ersparen oder zu zeigen, was für ein spaßiger Kerl ich sei, als daß ich mir selber hätte nützen wollen. Ich bin entschlossen, niemals meine Phantasien mit andern Personen in die Tat umzusetzen.«

Epikrise: Der vorliegende Fall ist ungemein lehrreich und auf gute Selbstbeobachtung gestützt. Leider verbietet der Raum, an dieser Stelle den Versuch einer genetischen Erklärung zu wagen. Es sei nur gesagt, daß sich die Triebabweichung aus folgenden Elementen zusammensetzt, ungefähr nach abnehmender Stärke angeordnet: 1. Masochismus, ganze Stufenleiter bis zur passiven Flagellation und Pica; 2. Homosexualität; 3. Paedophilie; 4. Sadismus; 5. Fetischismus. Nun geht aber schon aus der Betrachtung dieses einen Falles hervor, daß es sich bei diesen 5 Komponenten keineswegs um 5 selbständige Anomalien oder Perversionen han-

**Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:**

untermenschlicher Schwäche – ein furchtbarer Kampf zwischen Geist und Materie.

An die psychische Verfassung vor und nach dem anderen reellen Akt (der Uringeschichte) kann ich mich leider nicht mehr genau erinnern. –

Ich habe vorhin erwähnt, dass das gedruckte Wort oft meine Begierde erregte, und füge nunmehr hinzu, dass auch Bilder und Statuen dieselbe Wirkung haben konnten.

Um nur ein Beispiel zu erwähnen, bemerke ich, dass mich in einer Ausstellung Knabenporträts durch mehrere Tage erregten. Es sind da zwei Jungen, der eine vielleicht 11, der andere 14 Jahre alt, abgebildet, festsche Burschen im Hausgewand mit blauen Schürzen und strammen, sonngebräunten blossen Waden, die mit zartem Haarflaum bedeckt sind. Die beiden Buben stehen da, als wenn sie mitten während des Herumtollens im Garten durch ein Machtwort des Vaters zum Stillestehen gezwungen worden wären, die Wangen haben sie noch gerötet, der ältere Knabe ist durch besonders trotzigem Gesichtsausdruck charakterisiert. – Zu diesen Knaben erfand ich mir lange Geschichten, in denen der Stock eine grosse Rolle spielte. Kein normaler Mensch konnte diesen Einfluss ahnen.

Im Theater besuchte ich mit Vorliebe die Stücke, in denen Knabenrollen vorkommen, und ärgerte mich jedesmal, dass dieselben meist von Mädchen gespielt wurden, was mir sexuellen Genuss unmöglich machte. Als ich in ›Flachsmann als Erzieher‹ die eine Schülerrolle von einem veritablen Knaben gegeben sah, da kannte mein Entzücken keine Grenzen. Der junge Künstler spielte auch ausgezeichnet. Herber Trotz mit kindischer Angst gemischt, dieses Gefühlskonglomerat, das jeder Zögling vor seinem Direktor empfindet und das sich in der Rauheit der herausgestossenen Antworten kundgibt, das hat der Darsteller ganz wunderbar getroffen und mich dadurch wieder zu einer Onanie gebracht.

Am meisten aber wirkten immer gedruckte Werke, wo der Phantasie der weiteste Spielraum gelassen ist. Es gibt keinen Klassiker und keinen angesehenen Schriftsteller überhaupt, in dessen Werken ich nicht zur Wollust reizende Stellen gefunden hätte. Es würde daher zu weit führen, wenn ich da näher eingehen wollte. Ganz besonders erregten mich bereits vor vielen Jahren ›Onkel Toms Hütte‹ und auch die eine Reise ›Sindbads des Seemanns‹ in ›Tausend und einer Nacht‹. Ich meine das Abenteuer mit dem Ungeheuer, welches Sindbad als Reittier benützt. In dieser Erzählung liegt der Beweis dafür, dass Masochismus auch schon bei den alten Arabern bekannt war.

Dieses ›Gerittenwerden‹ war auch ein oft in meinen Phantasien wiederkehrendes Moment ebenso wie das ›Eingespanntwerden‹. Ich habe mich sogar schon manchmal als getretener Zughund oder als gepeitschtes Pferd gefühlt, was ich während der Zeit der Erregung mit Seelenwanderungsahnungen zu erklären versuchte, obwohl ich im normalen Zustand nicht an

**Alfred Kind 1908, Seite 46-56:**

delt, sondern um eine einheitliche Triebabweichung. Die Sehnsucht des X. projiziert sich nach außen in der algolagnistischen Handlung eines mit Kniehosen bekleideten unerwachsenen Knaben. Dieser Gesamtkomplex stellt im Durchschnitt die *causa ejaculationis* dar, gleichgültig ob derselbe im Innern durch reine Denktätigkeit erzeugt oder ob er zufällig von außen rezipiert wird. Der Komplex ist als solcher etwa so innig gemischt wie der Sonnenlichtstrahl, der erst durch prismatische Brechung künstlich in seine Spektralfarben zerlegt werden muß. Auch im Bewußtsein des X. stand die Einheitlichkeit seiner Libido so lange fest, bis er durch die Lektüre medizinischer Werke verschiedene künstliche Etikette auf den geistigen Inhalt des Dranges anwenden lernte.

**Krafft-Ebing 1907, Seite 160-166:**

die Unsterblichkeit der sogenannten Seele glaube. Es ist überhaupt eine ganz merkwürdige Erscheinung, dass ich im normalen Zustand stets immer vollständig anders denke und empfinde als in sinnlich erregten. Im normalen Zustande bin ich zum Beispiel ein ganz unbedingter Gegner der Prügelstrafe, Anhänger der Theorie, dass sich menschliche Fehler nur durch überzeugende Aufklärung und nie durch Gewalt oder zum Widerspruch reizende Verbote bessern lassen. Ich bin also ein geradezu begeisterter Anhänger aller freiheitlichen Bestrebungen, ein ›Verteidiger der Menschenrechte‹ – und doch, trotz alledem, finde ich zu anderer Zeit Genuss im Gedanken an Sklaverei, an menschenunwürdiger Behandlung.

Wegen meiner konträren Geschlechtsregungen muss ich endlich noch einige Angaben über meinen Charakter und mein gesellschaftliches Verhalten machen.

Ich fühle mich in geistiger Beziehung stets als Mann, in geschlechtlicher als Neutrum. Der normale Koitus war, wie ich nochmals betone, ebensowenig wie der päderastische jemals Gegenstand meiner Phantasie. Geistigen Verkehr pflege ich am liebsten mit intelligenten und ernsten Männern, also meist mit älteren Herren, oder auch mit männlich gebildeten Frauen energischen Charakters. Mit Kollegen habe ich fast gar keinen Umgang, in Gesellschaft von Durchschnittsdamen oder von flachen, geckenhaften Männern bin ich, weil ich nicht weiss, was diese Leute interessiert, viel befangener als im Verkehr mit Menschen, die mir durch ihren überragenden Geist imponieren.

Das Weib ist mir durchaus nicht ekelhaft. Ich bewundere sogar seine körperliche Schönheit, jedoch nur so, wie ich eine schöne Landschaft, eine Rose, ein neues Haus bewundere. – Ich kann ganz ruhig Sexuelles besprechen, ohne zu erröten und ohne dass jemand ahnt, was in mir steckt.«

Beim Vergleich der beiden hier nebeneinander gestellten Versionen der gleichen Geschichte fällt zunächst auf, dass an vielen Stellen identische Formulierungen gebraucht wurden

Das ist nun also, von ihm selbst in zwei Versionen und im Abstand einiger Jahre erzählt, die Geschichte vom Geschlechtsleben des pseudonymen Dichters Friedrich August Adolf. Die Vorbemerkung zur späteren Version legt die Vermutung nahe, dass der Kommentator Kind die lateinischen Übersetzungen mancher Stellen vornahm, vielleicht aus Sorge wegen möglicher Zensureingriffe. Kind beschreibt auch ein paar körperliche und seelische Eigenschaften des Dichters, fügt aber damit den beiden Selbstporträts kaum Neues hinzu; es handele sich um einen Akademiker in den Zwanzigern, der »wegen allgemeiner Körperschwäche« nicht zum Militär eingezogen worden war. Eine Stelle im früheren, für Krafft-Ebing geschriebenen Text legt die Vermutung nahe, dass Adolf damals den Lehrerberuf ausübte: Nachdem er seine Gegnerschaft zur Prügelstrafe und Befürwortung gewaltfreier Erziehung »durch überzeugende Aufklärung« erklärt hat, stellt er fest: »Mit Kollegen habe ich fast gar keinen Umgang.«

Für die Annahme, dass er in Wien Lehrer war, spricht nicht nur, dass einige seiner *Ungewöhnlichen Liebesgeschichten* und das Drama *In eigener Sache* in Wien spielen. Auch der persönliche Kontakt zu Krafft-Ebing lässt vermuten, er habe in der gleichen Stadt wie der

Verfasser der *Psychopathia sexualis* gelebt. Als er um 1905 nach Berlin kam, Verbindung zum Wissenschaftlich-humanitären Komitee aufnahm, wo er Alfred Kind traf, scheint er gehofft zu haben, den Lehrerberuf gegen eine Karriere als freier Schriftsteller tauschen zu können. Ob er daran scheiterte oder ob ihm dies unter einem anderen Namen glückte, wissen wir nicht. Für diese Vermutung spricht, dass die letzte Veröffentlichung unter dem Namen Friedrich August Adolf, der Einakter *Walters Beruf*, keinen unmittelbaren Bezug zu den sexuellen Neigungen des Autors enthält.

Es konnten immerhin zwei Mosaiksteinchen dem undeutlichen Bild des pädophilen schwulen Phantoms Friedrich August Adolf hinzugefügt werden.

#### Literatur

- Adolf, F. A. (1904): In eigener Sache. Drama. Strassburg i.E.
- Adolf, F. A. (1906a): Ungewöhnliche Liebesgeschichten. Berlin (Nachdruck in: Capri 18, 1995: 3-20)
- Adolf, F. A. (1906b): Offener Brief in der »Tribüne« vom 27. Juni 1906, [daraus Auszüge in:] Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees Nr. 8/9, 1. September 1906: 171-172
- Adolf, F. A. (1906c): Walters Beruf. Einakter. München
- Herzer, M. (1995a): »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« – ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren. In: Capri 18: 2
- Herzer, M. (1995b): Stimmen aus dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee zum Sex mit Kindern. In: Capri 19: 26-29
- Herzer, M. (2005): Jasminblüte. Agitprop. Bürgerliches Trauerspiel. In: Capri 36: 2-7
- Kind, A. (1909): Über die Komplikationen der Homosexualität mit anderen sexuellen Anomalien. In: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 9: 35-69
- Krafft-Ebing, R. von (1907): Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. 13., vermehrte Auflage. Hrsg. von Alfred Fuchs. Stuttgart
- Praetorius, N. (1908): [Rezension:] Friedrich August Adolf, Ungewöhnliche Liebesgeschichten. (Verlag Hugo Schildberger, Berlin 1906.) In: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 9: 600-602

---

#### Manfred Herzer

### ZWEI NEUE QUELLEN ZU MELCHIOR GROHE

1. Der Dichter Melchior Grohe hat 1893 im Verlag von Max Spohr einen Traktat zur Schwulenemanzipation mit dem Titel *Der Urning vor Gericht* veröffentlicht. Aus diesem Grund interessierte sich die schwule Geschichtsforschung für Grohe, konnte aber nur so wenig über ihn ermitteln, dass alles in einem kurzen und einem zweiten sehr kurzen Aufsatz untergebracht werden konnte (Herzer 2001, 2002). Immerhin zogen sie das Interesse eines Grohe-Forschers aus Schwetzingen auf sich, Peter Koppenhöfer, für den es wiederum neu war, dass Grohe sich auch schwulenemanzipatorisch betätigt hatte und selbst ein Urning gewesen ist. Koppenhöfer verdanken wir den Hinweis auf den hier wiedergegebenen Auszug aus den Memoiren des Dichters Heinrich Vierordt *Das Buch meines Lebens* (Stuttgart 1925). Für die schwule Geschichte ist der Dichter Melchior Grohe interessant, weil er schon besonders früh, 1893, unter seinem Namen einen Traktat zur Schwulenemanzipation veröffentlichte, *Der Urning vor Gericht*, und dann nie wieder einschlägig hervortrat (Herzer 2001, 2002). Der Grohe-Forscher Peter Koppenhöfer entdeckte in den Memoiren des Dichters Heinrich Vierordt *Das Buch meines Lebens* (Stuttgart 1925) ein Kapitel, in dem sich Vierordt an die mehrere Jahrzehnte andauernde Bekanntschaft (das Wort Freundschaft wäre wohl

weniger angemessen) mit Melchior Grohe erinnert. Neben zahlreichen neuen Details zur Charakterisierung Grohes gibt Vierordt hier erstmals einen vagen Hinweis auf Grohes Sterbedatum »im Sommer 1906«.

Zur Person Vierordts sei noch bemerkt, dass er 1855 in Karlsruhe geboren wurde, – also mehr als 25 Jahre jünger als Grohe war – und im Juni 1945 neunzigjährig in Hamburg starb.

### Melchior Grohe

Fast muß ich die Versammlung ehrenwerter Männer hier um Entschuldigung bitten, daß ich es wage, diesen abenteuerlichen Fahrenden, der gar manches Mal dem landläufigen Sittengefühl ein Schnippchen schlug, in ihre Mitte einzuführen. Aber dieser Weltdurchstreicher wies urwüchsige Züge; manchmal blitzten Geniefunken aus seinem unruhigen Hirne. Nie ging man von ihm, ohne daß sich irgendein urtümlicher, nur ihm eigener Gedanke, eine überraschende Wendung, ein geistsprühender Sinnpruch einem für immer ins Gedächtnis geprägt hätte. Von wievielen Menschen könnte man dies behaupten? Im Sommer 1879, als ich zu Heidelberg die Hochschule besuchte, fiel mir eines Abends beim Ersteigen des Schloßberges eine hagere Gestalt auf, die, mit einer Rosenblüte im Knopfloch, ohne Scheu mitten auf der Landstraße der untergehenden Sonne mit laut erhobener Stimme selbstgesprächsweis einen Abschiedsgruß nachrief. Schnurrbart und Knebelbart gaben der auffallenden Erscheinung fast etwas Südländisches. Der Mann trug einen befransten Umhang umgeschlagen, wie es damals Brauch war. Erstaunt blieb ich stehen und

betrachtete mir den eigenartigen Selbstredner. Mein Begleiter raunte mir zu: Melchior Grohe! Sein Bild prägte sich mir unauslöschlich ein. Bald hörte ich allerlei von ihm munkeln: er schinde gern sein Nachtessen bei Hochschülern heraus; seine Familie zu Mannheim zahle ihm eine tägliche Rente von drei Mark mit der Bedingung, daß er seine Vaterstadt niemals betrete, denn seine Verwandten befürchteten Schande von ihm, und ähnliches mehr. Wollte einer meiner Freunde, der Grohe persönlich kannte, mir im Scherz etwas schreckliches androhen, dann rief er: »Warte, ich schicke dir Grohe auf die Bude!« Indes, es sollte nicht dazu kommen, und etliche Jahre war das Schreckbild völlig aus meinen Augen entschwunden. Da, im Frühling 1883, als ich auf dem Bahnhofe zu Salerno des abendlichen Schnellzugs nach Neapel wartete, machte sich ein mir sofort auffallend bekannt vorkommendes männliches Wesen, aus dem Knäuel harrender Dienstmänner und Maultierreiber heraustretend, an mich heran und fragte spötelnd: »Sind wohl ein Deutscher?« Auf mein erstauntes Bejahen höhnte er: »Hab's Ihnen gleich an der philiströ-

sen Kleidertracht angesehen. Sehen Sie, wären Sie Italiener, Franzose, Engländer, dann müßten Sie sich so, so oder so tragen.« Und dabei ahmte er jede Völkerschaft in ihrer kennzeichnenden Eigenart nach. Durch einige neugierig-zudringliche Kreuz- und Querfragen über Mundart, Heimatlandschaft, Vaterstadt und Sippe hatte er in kurzem glücklich herausgebracht, wer ich sei. Bei seinen unglaublich ausgedehnten Bekanntschaften und unablässigen Wanderungen war es kein Wunder, daß ich ihm dem Namen nach vertraut war. »Hurra,« rief er, »ich bin der Melchior Grohe, und wenn zwei Dichter zusammenkommen, müssen sie's mit gemeinsamem Abendessen feiern!« Das Zusammentreffen war mir höchst unwillkommen, nicht nur, weil mir schwante, wer die Zeche zu blechen haben werde, sondern weil ich sah, daß er sich gewaltsam in meinen Reiseplan eindrängen wollte. Er begann nun, einen mir höchst peinlichen Auftritt auf dem Bahnsteig aufzuführen: er rief die sämtlichen gaffenden und Maulaffen feil haltenden Eselsbuben und anderes Gelichter herbei und ließ sie raten, was wir für Leute seien! Einige rieten höchst schmei-

chelhafterweise gar auf Hutmacher (!) oder ähnlich biederer Gewerbe. »Fehlgeraten!« herrschte Grohe, der die italienischen Mundarten mit außerordentlicher Gewandtheit meisterte, den immer mehr anschwellenden Haufen an: »No, siamo due poete!« Darauf wütendes Beifallsgebrüll der Masse. Ich hatte nur immer zu beschwichtigen, daß er endlich ablassen möge. Er drängte nun mich förmlich, mit ihm abends in ein Pulcinelltheater zu gehen und die Nacht in Salerno zu bleiben. Dabei erzählte er, dies sei der siebzehnte (!) Winter, den er im Süden bringe. Noch ahnte ich nicht, daß seine Winteraufenthalte nur durch das markweis in Deutschland zusammengebettelte Geld ermöglicht wurden. Schien seine Kleidung auch einigermaßen abgerissen, merkte man ihrem Träger doch kaum an, daß er nicht verschmähte, zuweilen auf Kirchenstufen zu nächtigen. Ich erklärte ihm entschieden, von meinem Reiseplan nicht abgehen zu wollen, mit dem geheimen Wunsch, den mir nicht ganz heimlichen Menschen bald abzuschütteln. »Der richtige Philister,« schnalzte er verächtlich, »natürlich, an seinem Plänchen darf nicht gerüttelt werden!« Da leuchteten befreiend die Glühäugen der heranbrausenden Lokomotive durch die Abenddämmerung, und der sausende Eilzug entführte mich dem aufdringlichen Gesellen. »In Karlsruhe besuche ich Sie!« war sein letztes Wort, das im

Gerassel des Zuges halb verhallte. Nun, dachte ich bei mir, Karlsruhe und Salerno sind weit auseinander; mit dieser letzten Androhung wird's hoffentlich nicht so schnell gehen.

Auf der Heimreise war ich bei Hermann Lingg in München und sprach zufällig von dieser Begegnung. »Was,« rief der Völkerwanderungsdichter, »dem Kerl sind Sie begegnet? Er war hier, drang in mich, ich solle zu seinen Ehren ein Sonett dichten. Ich ließ mich aus Gutmütigkeit dazu herbei. Und nun verbreitet er das Sonett in meiner Heimat Lindau, gibt sich als meinen Busenfreund aus und schröpft die ganze Bodenseestadt auf seine gewohnte Weise. Der freche Geselle setzte sich bei seinem Besuche dort an meinen Flügel und spielte frei derart drauflos, daß er ihn fast zu Fetzen zerhämmert hätte, wäre ich nicht, Einhalt gebietend, dazwischengetreten. Sollt' er sich nochmals einfallen lassen, mich heimzusuchen, schmeiß' ich ihn zur Türe hinaus!« Übrigens hatte Grohe bei den unzähligen Besuchen seiner unablässigen Wanderungen auch die mir befreundeten Professoren Kußmaul und Bartsch, die beide den Pegasus ab und zu bestiegen, mit Umarmungen und Dichterbrüderküssen zu ihrer nicht geringen Überraschung beehrt!

Schon vier Monate nach jener Begegnung in Salerno blicke ich zu Karlsruhe beim Mittagessen auf und gewahre eine mir wohlvertraute Gestalt wie ein Kriechtief die

Straße her auf mein Haus zuschleichen. Ich ließ den lästigen Besuch, der so bald schon sein Versprechen in die Tat umsetzen wollte, abweisen. Er wolle gegen Abend wiederkommen, hieß es. Zufällig war mein Freund, der Richter und Dichter Wilhelm Kunze aus Braunschweig, mein Wohn-gast; er erwärmte sich durch meine Schilderungen für Grohes Persönlichkeit. Gegen Abend sprach Grohe wirklich wieder vor, natürlich die ewige Rose, nach Jean Pauls Vorbild, im Knopfloche. Er schimpfte weidlich auf die Karlsruher Polizei, die ihm soeben mit Strafe gedroht habe, weil er sich diese Blume da in den Anlagen des Friedrichsplatzes gepflückt. Unsern Einwand, dies sei ein öffentlicher Platz und da könne sich doch nicht jeder Rosen nach Lust brechen, ließ er nicht gelten und meinte, gewöhnlichen Sterblichen möge man es verbieten, aber einem Dichter müsse man die kleine Freiheit gestatten! Dann brachte er in Gegenwart meines Freundes, den ich ihm geflissentlich als »Amtsrichter« vorgestellt hatte, mit solcher unglaublichen Keckheit die geheimsten und innersten Geschichten aus seinem vielbewegten Leben ans Tageslicht, daß Kunze nachher behauptete, er habe mit ähnlichen Erscheinungen amtsrichterlich schon öfters zu tun gehabt, aber eine derart erzstirnige Schamlosigkeit sei ihm noch niemals vorgekommen!

Von jener Zeit an – Sommer 1883 – kam Grohe regelmäßig in Abständen von zwei Jahren auf seine Weidetrift und erleichterte mich allemal um einige Mark. Meist brachte er ein dünnes Heftlein Gedichte mit, für das er gewissermaßen als Ehrensold den Taler einsteckte. Es gab Zeiten, wo mich Grohe ohne seine Absicht förmlich verfolgte. Am Heidelberger Bahnhof spielte ich um ein Gebüsch herum gewissermaßen Fangen mit ihm, damit er mich nur ja nicht entdecken solle. In Wiesbaden steige ich die Treppe meines Gasthofes herab – zu meinem Entsetzen sehe ich Grohe, vertieft ins Gespräch mit meiner Hauswirtin unten am Eingang stehen und fliehe, mich versteckend, wieder die Stufen hinauf. Ich befrage bestürzt die gute Frau, ob dieser Herr auch hier wohne. »Nein,« erwiderte sie, »es war ihm kein Zimmer gut genug (!); so schamlos hat noch kein Mann mit mir geredet.« Ich beglückwünschte sie, daß er nicht ihr Gast geworden, da sie sonst leichtlich mit der Schutzmannschaft zu tun bekommen hätte.

Einmal meinte Grohe, als ich ihm seinen Dichterlohn mit kurzer Entschuldigung auf offener, vielbegangener Straße spendete: »Bitte, ich nehme's auch sub divo.« Stets hatte er einen beneidenswert guten Einfall auf Lager. Ein andermal äußerte er in einer etwas schwermütigen Anwendung: »s gefällt mir nimmer in euerm Deutschland; schon an der Grenze sehen einen die Schutzleute so sonderbar an.« Der Mann hatte recht; er war, wie es hieß, stets der Polizei vorher gemeldet; sie hatte ihre guten Gründe dazu.

In den 1890er Jahren pochte Grohe wieder einmal an meine Pforte. Noch war ich im Zweifel, ob ich ihm Platz zum Sitzen anbieten sollte, als er bereits hurtig in der Sofaecke saß, auf das Polster klopfte und selber in meiner eigenen Stube mich zum Platznehmen neben sich einlud. »Ich soll Sie grüßen vom Grabe Homers; ich komme soeben aus Kleinasien, bin nur kurz hier auf der Durchreise nach Spanien!« Diesmal aber war mir's ein bißchen zu bunt und ich gab ihm keine Reise-spende; ich dachte: wer das

Geld offenbar in solchem Überflusse hat, daß er europäische Weltreisen unternehmen kann, vermag auch ohne meine Wegzehrung wohl auszukommen. Das schien er heimlich krumm genommen zu haben. Es kam mir zu Ohren, daß er sich in den größten Schimpfreden, mich nachäffend, über mich erging. Bei einem Begegnen auf der Straße kannte ich ihn nicht mehr; vergeblich rief er wieder und wieder meinen Namen hinter mir her – ich hörte ihn nicht mehr, ich ließ ihn laufen. Ich habe ihn mehrfach ermuntert, wahrheitsgetreue, rückhaltlose Erinnerungen an seine Abenteuer niederzuschreiben; dazu hatte er aber wohl zu wenig Geduld und Ausdauer, zu wenig Sitzfleisch und Gabe zur Selbstschau. Es wäre ein unvergleichliches, ein wildes Buch geworden, etwa wie die Schicksale des Magisters Laukhard oder gar ein männliches Gegenstück zu Casanovas vielberufenen »Memoiren«.

Im Sommer 1906 ist Grohe der beste Tag geschehen – da hat der Tod ihm die Wanderschuhe von den müden Sohlen gestreift.

2. Im Goethe- und Schiller-Archiv der *Klassik Stiftung Weimar* gibt es eine Akte, die nur vier Blätter enthält und bezeichnet ist als »Akten betreffend: das Gesuch des Dr. Melchior Grohe in Heidelberg 1886« (Signatur: GSA 134/25,3). Das Blatt mit dem frühesten Datum (13.4.1886) ist ein Brief von Grohe an einen verehrten Herrn Doktor (vermutlich Julius Grosse), in dem er bei der Münchener Zweigstiftung der Schillerstiftung eine jährliche Rente von 400 Mark beantragt. Das zweite Blatt ist ein Brief des späteren Nobelpreisträgers Paul Heyse an den Dichter Julius Grosse, den damaligen Generalsekretär der *Deutschen Schillerstiftung*, mit dem Datum München, 18. IV. 86. Das dritte Blatt schließlich enthält das hier transliterierte Gutachten, von Grosse verfasst und unterzeichnet.

## Gutachten zu Grohe.

M. G. gehört zu der Classe von internationalen Literaturbummlern, die mit höchst mäßigem Talent ausgerüstet, das Deficit durch Unverschämtheit und Größenwahn ersetzen. Es kommt diesen Herren weniger darauf an etwas Tüchtiges und Bleibendes zu leisten, als eine persönliche Rolle zu spielen, durch Pose zu imponiren und sich weiter zu schwindeln.

Gegen eine Berücksichtigung durch die Sch. St. spricht hier speciell zweierlei. 1) ist Herr M. Gr. im Besitz einer Jahresrente von 1200 M. Das ist für einen Alleinstehenden doch wahrlich so viel, daß von ernster Bedrängnis keine Rede sein kann. 2. mache ich darauf aufmerksam, daß M. Gr. Name seit Jahren in unserer Liste zweifelhafter Passagiere eingetragen ist. So viel ich mich erinnere wurde M. G. vor 10 – 12 Jahren in Mannheim oder dort herum auf einige Zeit in den Schatten [?] gesetzt. Solche Namen sind keine Zierde für die Sch. St. und würden uns nur Reclamationen einspielen. Ich schlage vor, einfach abzulehnen mit Hinweis darauf, daß er keinen Nothstand nachgewiesen.

Jul. Grosse

München 14/4. 86

Durchaus einverstanden P. H. 14/IV. 86.

Für Ablehnung May. 15/4 86

Einige neue Details zu Grohes Leben und Werk sind der Akte zu entnehmen:

In seinem Antrag hat Grohe zu seinen Vermögensverhältnissen geschrieben: »Ich habe eine kleine Rente, 320 M. vierteljährlich.« Dies könnte der von Vierordt kolportierten täglichen Rente von drei Mark entsprechen, die Grohes Familie in Mannheim ihm mit der Auflage gezahlt haben soll, nie wieder nach Mannheim zurückzukehren.

Im April 1886 hielt sich Grohe, »soeben mit reicher Ausbeute aus Italien zurück« (Brief vom 14.4.1886) mindestens drei Tage lang in München auf, wo er im »Hôtel Stachus 63« untergekommen war.

Im gleichen Brief erwähnt er noch zwei seiner Werke, die bisher unbekannt waren, jedenfalls nirgendwo bibliografisch nachzuweisen sind, zum einen ein Werk mit dem Titel *Kehraus*, das er auf 1886 datiert, sodann den zweiten Teil seines *Dichterspiegel*, der ohne Nennung eines Erscheinungsjahres in Livorno gedruckt worden sein soll. Bekannt war bisher nur das erste Buch von Grohes *Deutschem Dichterspiegel*, Bruchsal 1880 (Herzer 2001:12).

## Literatur

Herzer, M. (2001): Bericht über Melchior Grohe, in: Capri 31: 2-12

Herzer, M. (2002): Nachträge zu Melchior Grohe, in: Capri 32: 42-43

Vierordt, H. (1925): Das Buch meines Lebens. Stuttgart

## Große Leute – Kleine Schwächen

### »Immer noch die Knaben?«

**Alexander von Humboldt** wird normalerweise für homosexuell gehalten, obwohl es dafür nur wenige schwache Indizien gibt. So benennt Hirschfeld als Zeugen Carl Bolle, der ihm berichtet habe, er sei als Jüngling Humboldts Geliebter gewesen. Das Wenige, was zu Humboldt und Bolle zu finden war, habe ich in CAPRI 20, 1995 in dem Aufsatz »Der Naturforscher und Dichter Carl Bolle – ein schwuler Berliner aus dem 19. Jahrhundert« zusammengetragen. Alexander von Humboldt war zwar nie verheiratet, pflog in seinem Leben mehrere innige Männerfreundschaften und setzte seinen Diener zum Alleinerben ein. Neuerdings hat Daniel Kehlmann in seinen Erfolgsroman »Die Vermessung der Welt« (Reinbek 2005), in dem es um eine Parallelisierung der Lebensläufe von Carl Friedrich Gauss und Alexander von Humboldt geht, eine zarte, schöne und kluge Andeutung zum Geschlechtsleben des letzteren eingefügt.

Am 26. März 1829, nachdem die Gattin des Bruders Wilhelm gestorben war, kam es zu folgendem Gespräch zwischen den nun sechzig und zweiundsechzig Jahre alten Geschwistern:

»Danach [nach Carolines Tod] saßen die Brüder einander gegenüber, Humboldt hielt die Hand des Älteren, weil er wußte, daß die Situation das verlangte; aber für einige Zeit vergaßen sie völlig, geradezusitzen und klassische Dinge zu sagen.

Ob er sich noch an den Abend erinnere, fragte der Ältere schließlich, als sie die Geschichte von Aguirre gelesen hätten und er beschlossen habe, zum Orionoko zu ziehen? Das Datum sei für die Nachwelt bezeugt!

Natürlich erinnere er sich, sagte Humboldt. Aber er glaube nicht mehr, daß es die Nachwelt interessieren werde, er zweifle auch an der Bedeutung der Flußreise selbst. Der Kanal habe keine Wohlfahrt für den Kontinent gebracht, er liege verlassen und unter Mückenwolken wie je, Bonpland habe recht gehabt. Wenigstens sei ihm das Leben ohne Langeweile vergangen. Ihm habe Langeweile nie etwas ausgemacht, sagte der Ältere. Nur allein habe er nicht sein wollen.

Er sei immer allein gewesen, sagte Humboldt, vor der Langeweile aber habe er Todesangst. Er habe sehr darunter gelitten, sagte der Ältere, daß er nie Kanzler geworden sei, Hardenberg habe es verhindert, dabei sei es ihm bestimmt gewesen!

Niemand, sagte Humboldt, habe eine Bestimmung. Man entschieße sich nur, eine vorzutäuschen, bis man es irgendwann selbst glaube. Doch so vieles passe nicht dazu, man müsse sich entsetzliche Gewalt antun.

Der Ältere lehnte sich zurück und sah ihn lange an. Immer noch die Knaben?

Das hast du gewußt?

Immer.

Lange sprach keiner von ihnen, dann stand Humboldt auf, und sie umarmten einander so förmlich wie stets.

Sehen wir uns wieder?

Sicher. Im Fleische oder im Licht.« (Seite 263 f.)

## Der Uranier vor Kirche und Schrift

Neunzig Jahre nach seinem Tod erschien jetzt erstmals eine Monografie über Leben und Werk von **Caspar Wirz**, der 1902 als Mittfünfziger zum Wissenschaftlich-humanitären Komitee gekommen war und seiner theologischen Ausbildung und religiösen Überzeugung entsprechend im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen von 1904 eine schwulenfreundliche Bibelauslegung veröffentlicht hatte, »Der Uranier vor Kirche und Schrift. Eine Studie vom orthodox-evangelischen Standpunkt« (Beat Frischknecht: Caspar Wirz, eine „unstete Natur“. Zürich: Selbstverlag 2005. 36 Seiten, Erhältlich über: [beat-und-peter@bluewin.ch](mailto:beat-und-peter@bluewin.ch)).

Dem Autor ist eine lückenlose kleine Chronik zu dem Schweizer Pfarrer und Kirchenhistoriker Wirz gelungen. In der Buchausgabe seiner frommen Streitschrift erzählt Wirz, wie er durch die Zeitungsberichte über den Selbstmord des schwulen Kanonenkönigs Krupp vom Wissenschaftlich-humanitären Komitee erfahren hatte und mit ihm in Verbindung getreten war. Das Komitee bestand zwar überwiegend aus areligiösen oder atheistischen Schwulen, freute sich dennoch über den glaubensstarken Neuzugang, denn die wütendsten und perfidesten Angriffe auf die Schwulenbewegung kamen aus der evangelischen Kirche und den von ihr organisierten sogenannten Sittlichkeitsvereinen, sowie aus der katholischen Zentrumspartei. So wurde Wirz zum WhK-Obmann gewählt, blieb aber, abgesehen von seiner orthodox-evangelischen Studie, schwulenpolitisch völlig passiv.

Auf dem Titelblatt der hier anzuzeigenden Broschüre ist Caspar Wirz' Name mit dem von ihm stets verwendeten Zusatz »V.D.M.« zu sehen. Da nirgendwo erklärt wird, was die drei Buchstaben bedeuten, sei dies hier nachgetragen: Es ist die Abkürzung von Verbi Divini Minister oder Magister und eine seinerzeit in der Schweiz gebräuchliche Berufsbezeichnung. Sie wurde von der Kirche einem ordinierten Pfarrer ohne Amt verliehen und heißt verdeutscht »Diener des göttlichen Wortes«.

## »Die Weiße Rose« und der Paragraph 175

Am 22. Februar 1943 wurde der damals 24-jährige Student **Hans Scholl** zusammen mit seiner jüngeren Schwester Sophie in München geköpft, nachdem sie von dem dortigen NS-Volksgeschichtshof zum Tode verurteilt worden waren. Dieser Doppelmord war die Rache des Regimes für insgesamt sechs Flugblätter und einige an Münchner Häuserwände geschriebene Parolen, die zum Widerstand gegen Krieg und Judenmord aufriefen. Die Geschwister hatten diese Aktionen seit dem Sommer 1942 gemeinsam mit einigen Freunden geplant und durchgeführt, Hans war der Spiritus rector der Gruppe, die erst im Nachhinein von den Überlebenden den Namen »Die Weiße Rose« erhielt, weil die ersten vier Flugblätter so unterschrieben waren.

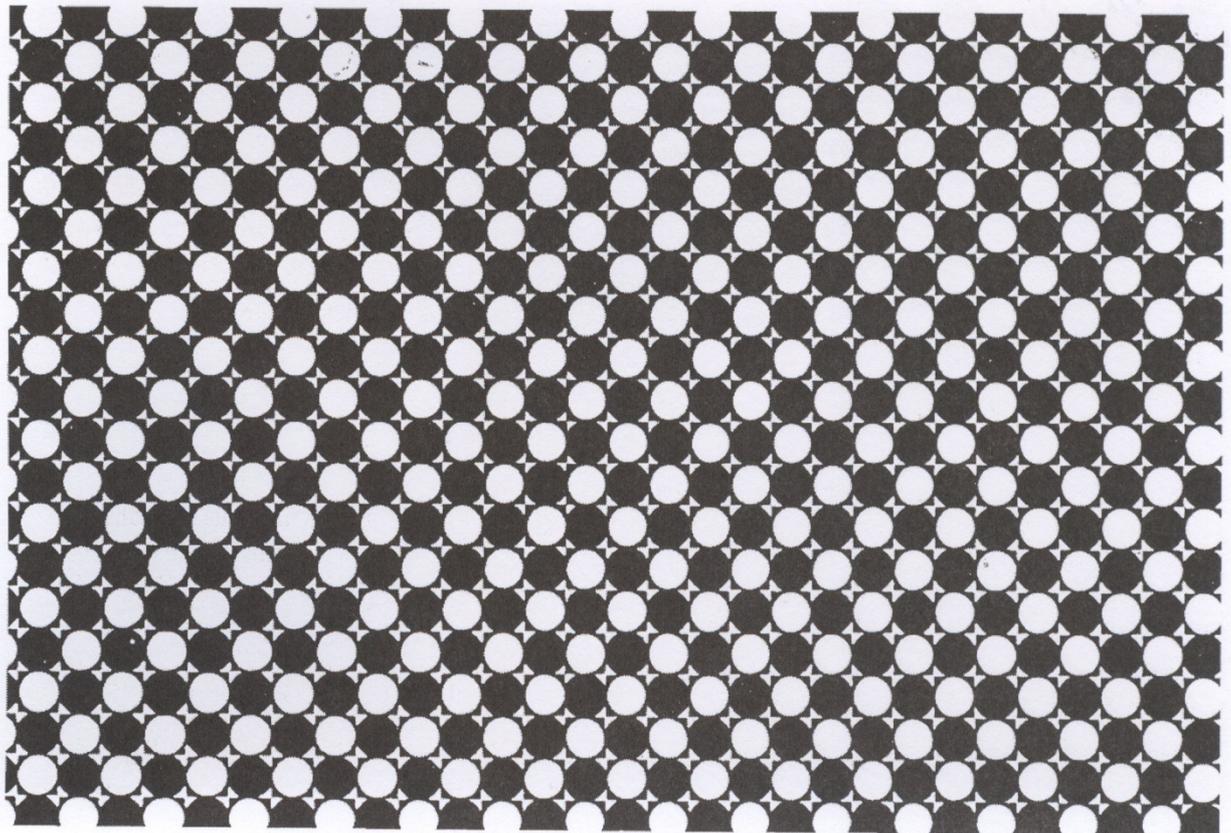
Der Historiker Sönke Zankel hat in seinem Buch »Die Weiße Rose war nur der Anfang. Geschichte eines Widerstandskreises« (Köln, Weimar, Wien 2006) aufgrund von Archivstudien und Zeugenbefragungen zahlreiche neue Details zur Weißen Rose veröffentlicht, von denen hier allein »das Verfahren gegen Hans Scholl« (Seite 12 f.) von Interesse ist, das sich von Ende 1937 bis zu Scholls Verurteilung und Amnestierung im Juni 1938 erstreckte und von dem Zankel leider allzu ungenau auf anderthalb Seiten erzählt. Demnach ermittelte die Gestapo gegen Scholl, der damals ein ziemlich hoher Funktionär der Hitlerjugend war, wegen »bündischer Betätigung [... und] wegen Verstoßes gegen § 175 des Strafgesetzbuches. Explizit ging es um homosexuelle ›Unzucht‹ an Schutzbefohlenen«. Zu dem Wahrheitsgehalt dieser Vorwürfe gegen Scholl schreibt Zankel:

»Nicht nur die Briefe von Hans Scholl aus dieser Zeit, sondern auch die Verfahrensakten zeigen, dass die Vorwürfe wegen § 175 vom nationalsozialistischen Staat nicht erfunden waren. Beispielsweise finden sich detaillierte Schilderungen von mehreren Jugendlichen, die sich die Gestapo sicher nicht ausgedacht hat. Auch hat Hans Scholl ›Vergehen‹ nie abgestritten.«

Obwohl der Staatsanwalt eine Freiheitsstrafe von einem Jahr forderte, blieb das Urteil »deutlich« geringer. »Damit fiel Scholl unter das ›Straffreiheitsgesetz‹ vom 30. April 1938, wonach für bestimmte Vergehen aus Anlass des ›Anschlusses‹ von Österreich an das Deutsche Reich eine Amnestie gewährt wurde. Somit blieb ihm der Zugang zur Hochschule nicht verwehrt.« Aus Briefen Scholls geht hervor, dass er sich hinterher von seinen schwulen Abenteuern »beschmutzt« gefühlt habe. Scholls Mutter, die wohl bei dem Prozess anwesend war, gibt ihrer Tochter Inge gegenüber eine Aussage Hans Scholls vor Gericht so wieder: »Ich habe es schon lange bereut, es ist mir leid was ich mit Rolf F. gemacht habe«, ich glaube, er sagte noch, er habe sich bemüht ein reiner Mensch zu sein.«

Zu Beginn des Krieges war Hans Scholl noch gläubiger Nazi, nach der Verurteilung verwandelte er sich unter dem Einfluss seines älteren Freundes Carl Muth in einen frommen Katholiken und diese neue Frömmigkeit scheint zusammen mit den Kriegserlebnissen den Übergang von der Zustimmung zur NS-Diktatur zum Widerstandskämpfer veranlasst zu haben. Der Rezensent des Zankel-Buches in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 20. Oktober 2006 spekuliert über die durchaus diskutabile Vermutung, dass Scholls homosexuelle Erlebnisse und die erlittene Verfolgung der Ausgangspunkt jener Entwicklung gewesen sei, die Hans Scholl zu dem todesmutigen Feind der NS-Diktatur werden ließ, als der er schließlich starb. Seine letzten Worte waren: »Es lebe die Freiheit!« (Seite 147).

Zankels Darstellung des Verfahrens gegen Scholl wegen widernatürlicher Unzucht ist zwar dürftig und oberflächlich, immerhin nennt er aber die Quelle seiner Erkenntnisse: Die Prozessakten »Verfahren gegen Klaus Zwiauer, Hans Scholl u.a. vor dem Sondergericht Stuttgart«, die im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv Düsseldorf/Zweigstelle Kalkum unter der Signatur »Gerichte, Rep. 17 / Bd. 292-295« aufbewahrt werden.



## Intimfotos auf Capri

„Bild“ muß 40 000 Euro zahlen

„In noch nie dagewesener Weise“ habe der mit einem heimlich aufgenommenen Foto illustrierte Artikel in der „Bild“-Zeitung den höchstpersönlichen Lebensbereich von Finanzminister Karl-Heinz Grasser und seiner Ehefrau Fiona Swarovski verletzt, stellte die Richterin im Wiener Straflandesgericht fest und verurteilte das Blatt zur Zahlung der im österreichischen Mediengesetz vorgegebenen Höchststrafe. Der Minister und seine Ehefrau erhalten jeweils 20 000 Euro. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig. Der Vertreter der „Bild“-Zeitung, der Rechtsmittel ankündigte, hatte zuvor um eine „maßvolle Entschädigung“ ersucht, mit dem entschuldigenden Hinweis, daß es nun einmal „Betriebsunfälle“ gebe.

Der „Betriebsunfall“ vom 5. Mai trug die anzügliche Schlagzeile „Hier sucht die Kristall-Erbin die Kronjuwelen beim Finanzminister“, dazu veröffentlichte die Boulevardzeitung ein an intimer Stelle gepixeltes Paparazzi-Foto, das das Ehepaar beim Sonnenbaden auf seiner privaten Hausterrasse auf Capri zeigt. Das Anwesen ist das Feriendomizil von Fiona Swarovski, einer Erbin des gleichnamigen Konzerns, der Glaskristalle herstellt. „Die Terrasse ist ziemlich schwer einsehbar. Wenn man sich nicht auf der Mauer befindet oder sich auf hohe Bäume wagt, läßt sich das nicht fotografieren“, sagte Grasser im Zeugenstand. Er vermutete, das Foto sei von einer dreihundert Meter entfernten Bucht oder von einer zweieinhalb Meter hohen Stützmauer aus aufgenommen worden, wobei auch ein Zaun weggeschoben hätte werden müssen. Er sei „relativ oft“ auf das (in Österreich nicht veröffentlichte) Foto und den untergriffigen Titel angesprochen worden. „Selbst im entlegensten Mädchenpensionat in Osttirol“ wisse man, was mit dem Satz gemeint sei, ergänzte Grassers Anwalt Michael Rami, der schon vor dem Verfahren vollmundig angekündigt hatte, es werde sich „sehr bald der juristische Sargdeckel über der „Bild“-Zeitung senken“.

lac